Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 25 — Marburg i. H., den 19. Juni — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Bildung — Lutherworte — Die Heiligkeit des Eides. Von einem Arzte — Bismarcks Religiosität. 2. Seine Bekehrung — Die Konzentrationslager in Südafrika. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des Burenkriegs. 1 — Verschiedenes: Das Ende des Burenkriegs; Katholisches zur Toleranzdebatte; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Bildung

Ich flehe nur, daß eure Liebe noch mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und allem sittlichen Gefühl. Philipper 1, 9.

Woher kommt der Streit über den Sinn des Wortes Bildung? Daher, daß Jeder mit ihm sein Ideal von Menschentum verbindet. Bildung ist dann der Weg zu diesem Ideal wie auch der Besitz der Vollkommenheit selbst. Sage mir, was du unter Bildung verstehst, und ich sage dir, wer du bist. So erklärt sich der mannigfaltige Gebrauch des Wortes, das der feinsten Durchbildung der ganzen Persönlichkeit wie der flüchtigen Aufraffung von ein paar Wissensfetzen und dem Besitz der notdürftigsten Umgangsformen zum Ausdruck dienen muß.

Wenn wir uns nach unserm Begriff von Bildung fragen, dann fragen wir nach unserm Ideal. Es zieht uns nach einer zwiefachen Richtung. Unser Ideal ist einmal die Durchbildung und Vertiefung unsers inwendigen Menschen zu einer auf Gott gegründeten und im Guten gefestigten Persönlichkeit. Dann aber verlangt es uns doch auch nach dem Besitz des Wissens und der Erkenntnis unserer Zeit, nach der Fähigkeit das Schöne in der Welt zu genießen und unser ganzes Dasein mit Geist und Schönheit zu durchdringen. Das eine ist das christliche, das andere das humanistisch=ästhetische Ideal. Das Ideal des tiefen Inhaltes stammt aus Palästina, das der klugen und feinen Form aus Griechenland. Es ist entscheidend für einen Jeden aus unsern Kreisen, wie er sich mit diesen beiden Idealen abfindet, ob Jemand im Dienst der Erkenntnis und des Schönen der Liebe und Zucht vergißt, oder ob ihm die Welt des Wissens und der Formen nur Wert gewinnt, wenn sie verklärt ist von dem Lichte Gottes oder gar als Mittel zur Bereicherung und Festigung der religiösen und sittlichen Persönlichkeit dienen kann.

An dem Apostel Paulus hat neben Jerusalem auch Athen seinen Anteil. In unserm Verse, den er, der Hellenist an Griechen schreibt, klingt Etwas an wie eine Verbindung beider Ideale. Der Apostel fleht, die Liebe seiner Leser möge immer reicher werden an sittlicher Grunderkenntnis und feinfühligem Takte. Das volle und warme Herz, das im Sturm der Liebe Alles umarmen und beglücken will, soll sich leiten lassen von der Erkenntnis, die die Krone aller Erkenntnis ist, nämlich von der Erkenntnis des Guten. Denn nur wenn sie mit der Erkenntnis des Guten durchgeistigt ist, verliert die Liebe das Gefährliche, das ihrer Blindheit anhaftet, und versteht sie ihr höchstes Ziel, nämlich in den Geliebten das Gute zu gründen und zu pflegen. So bekommt die Liebe in der Erkenntnis ein wachsames Auge; aber die Erkenntnis bekommt in der Liebe den Geist, der mittels dieses Auges in die Höhen, Tiefen und Weiten schaut; denn nur der Liebe eröffnet sich das ganze Verständnis des Lebens und der Welt.

Wenn sich die Liebe mit der Erkenntnis des Guten verbindet, dann giebt es im Einzelnen den feinfühligen Takt, der uns sagt, wann zu reden und zu schweigen, was mit den Frohen und Traurigen zu thun ist. So schafft sie aber auch ein schönes und gefälliges Menschendasein, sie schenkt die Krone humanistisch=ästhetischer Bildung, nämlich die ruhige Feinheit des Benehmens und die unaufdringliche Höflichkeit eines warmen und klugen Herzens. Da wird das Ideal der schönen Lebensgestaltung erreicht, aber so, daß dieses schöne Leben nicht dem Selbstgenuß, sondern dem Leben in Gott zum Ausdruck und dem Nächsten zur Erbauung dient. Die Liebe schenkt dieses Leben der feinen Form als zweite Natur, während bei Andern immer wieder die Selbstsucht und Rohheit durch die mühselig vom Hofmeister angedrillten Formen bricht. Burns, der schottische Dichter, Bauer von Geburt und Christ von Herzen, konnte sich leicht in der feinsten Gesellschaft bewegen.

Was der Apostel für seine Freunde erbittet, gelte auch uns. Diese Verbindung von Palästina und Griechenland, von Inhalt und Form, von Herz und Geist, von Gehorsam gegen Gott und freier Entfaltung des Menschlichen, das ist unser Ideal von Bildung. Wir wissen, wie wir sie erreichen. Der Geist Jesu Christi muß vor allen andern Geistern, mit denen uns Schule und Leben in Berührung bringt, angeeignet werden im Gebet und im Umgang mit den vom Geist Gesalbten aller Zeiten. Dann bringt er die geistigen Schätze unsers Innern in die rechte Rangordnung und durchdringt verklärend unser ganzes Sein.

Niebergall

Lutherworte

Des Abends, wenn du zu Bette gehst, sollt du dich segnen mit dem heiligen Kreuz und sagen:

Das walt Gott, Vater, Sohn, heiliger Geist! Amen.

Darauf knieend oder stehend den Glauben und Vater Unser. Willst du, so magst du dies Gebetlein dazu sprechen:

Ich danke dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christ, deinen lieben Sohn, daß du mich diesen Tag gnädiglich behütet hast, und bitte dich, du wollest mir vergeben alle meine Sünde, wo ich unrecht gethan habe, und mich diese Nacht gnädiglich behüten. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seel und Alles, in deine Hände; dein heiliger Engel sei mit mir, daß der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen.

Und alsdann flugs und fröhlich geschlafen.

Der kleine Katechismus. 1529

Die Heiligkeit des Eides

Von einem Arzte

Vor etwa dreißig Jahren leistete ich vor dem Obergerichte der Freien und Hansastadt Bremen den Eid als gerichtlicher Sachverständiger — ein für allemal, wie man sich auszudrücken pflegte. Etwa fünfzehn Jahre später hatte man herausgefunden, das ginge nicht, der Eid sei ungiltig, weil er nicht vor der kompetenten Behörde, nämlich dem Senate, geleistet worden sei. Demgemäß wurden sämtliche „ein für allemal“ vereidigten Sachverständigen im Bezirke des ehemaligen Obergerichts aufgefordert, den Eid vor einer Senatskommission zu wiederholen. Auf meine bescheidene Einwendung, daß ich mich dazu nicht verbunden erachte, da ich doch in derselben Sache Gott nicht zweimal als Zeugen anrufen könne, wurde mir erwidert, das helfe Alles nichts, wenn ich mich weigere, so würde die Folge sein, daß ich künftig in jeder einzelnen Sache vereidigt werden müsse. Das half: — um nicht gezwungen zu sein, ein paar hundertmal zu schwören, wiederholte ich den Eid. Aber ich kann nicht sagen, daß ich bei der Zeremonie von der Heiligkeit des Eides besonders durchdrungen gewesen wäre. Juristischer Formalismus hatte mir die Stimmung verdorben.

Vor längerer Zeit wurde ich in einer Entmündigungssache, in der ich schon ein schriftliches Gutachten abgegeben hatte, als Zeuge und Sachverständiger geladen. „Sie haben also zwei Eide zu leisten“, sagte der Richter, „einen als Zeuge und einen als Sachverständiger.“ Zwei Eide in derselben Sache, von denen jeder eigentlich ganz dasselbe bezeugt, nämlich die Wahrheit zu sagen, — welcher Formalismus! Der Sachverständigeneid wurde mir nun allerdings erlassen, da ich ihn ja schon „ein für allemal“ geleistet hatte, aber um den Zeugeneid kam ich nicht herum. „Darf ich fragen, was ich bezeugen soll?“ „Nun — nun, Sie sollen eben die Thatsachen bezeugen, daß Sie — nun also, daß Sie den zu Entmündigenden kennen und ihn behandelt haben“, belehrte mich der Richter. „Aber“, wagte ich einzuwenden, „das ist ja an sich schon klar und geht auch aus dem schriftlichen Gutachten hervor, das ich unter dem Sachverständigeneid abgegeben habe.“ „Ja, allerdings — aber wissen Sie, es ist nämlich eine auswärtige Sache, und Sie sind als Zeuge und Sachverständiger requiriert worden, da müssen Sie eben als Zeuge vernommen und vereidigt werden. Also, bitte, stehen Sie auf und sprechen Sie mir nach, wobei ich Sie zugleich auf die Heiligkeit des Eides aufmerksam mache. Ich schwöre u. s. w.“ Und ich schwur und rief Gott zum Zeugen für die sonst offenbar zu bezweifelnde Thatsache an, daß ich den zu Entmündigenden kenne und ihn behandelt habe. Schließlich versicherte ich auch noch auf entsprechenden Vorhalt des Herrn Richters, daß ich die Richtigkeit meines schriftlichen Gutachtens auf meinen Sachverständigeneid nehme. O du geisttötender, zeitraubender und profanierender Formalismus! Auch das Gewissen bedrängst du, denn es heißt: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen.“

Etwas Unnützlicheres, als diese Art Eide, giebt es nicht. Auch Würdevolleres läßt sich denken. Schon die Umgebung, das Milieu der Gerichtsstube, der geschäftsmäßige Ton, auf den häufig Alles gestimmt ist, das ganze Drum und Dran, lassen eine feierliche Stimmung nicht aufkommen, und Talar und Barett des Richters thun es auch nicht. Dafür wird man dann durch die Worte des Richters, der uns an die Heiligkeit des Eides erinnert, auch nicht entschädigt. Diese Erinnerung hat mir immer höchlichst mißfallen. Ich weiß wohl, daß wir vor dem Gesetze Alle gleich sind, daß ich mich persönlich durchaus nicht zu beklagen habe, daß diese Formalität dem Richter vielleicht selbst manchmal peinlich, ihm aber vorgeschrieben ist und er sie nicht unterlassen darf. Aber noch jedesmal hat es mich unangenehm berührt, wenn ich unbescholtener und mit der Zeit auch altgewordener Mann von einem jungen Richter, der jünger als meine Söhne ist, an die Heiligkeit des Eides erinnert werde.

Ich halte die Maßregel überhaupt für überflüssig. Den wissentlich Meineidigen wird sie nicht schrecken und den Fahrlässigen nicht aufmerksam machen. Um hier vorzubeugen, muß ein ganz anderer Apparat in Szene gesetzt werden. In Breslau sollte einmal, es ist schon über vierzig Jahre her, bei einem Zivilprozeß ein übelbeleumdetes Frauenzimmer einen Eid leisten, und die Gegenpartei hatte, einen Meineid fürchtend, beantragt, daß eine Ermahnung durch einen Geistlichen vorangehen solle. Im Termine erscheint nun auch der alte würdige Senior Weiß in Amtstracht und fängt an, sich seiner Aufgabe zu entledigen. Das Frauenzimmer wird höchst wild und ungeberdig und erklärt, sie lasse sich nicht vermahnen und der Pastor ginge sie überhaupt gar nichts an, da sie katholisch sei. Es wird in den Akten nachgesehen und richtig gefunden, daß ein Irrtum passiert und die zu Ermahnende wirklich katholisch ist. Da legt Senior Weiß seine Amtstracht ab, sagt der Ungeberdigen, er wolle unter solchen Umständen nur als Christ und Menschenfreund zu ihr sprechen, und hält ihr nun eine so eindringliche Ermahnung, daß sie in Thränen ausbricht und erklärt, den Eid nicht leisten zu können. Das ist gewiß ergreifend gewesen, wie die Heiligkeit des Eides ein rohes und verwüstetes Gemüt gepackt und gebannt hat. Das war auch kein Formalismus, hier hatte das Herz zum Herzen gesprochen.

Auch die Häufigkeit des Eides in unsrer Gerichtspraxis und daß er um Bagatellen verlangt wird, trägt nicht dazu bei, ihn äußerlich als etwas Heiliges erscheinen zu lassen. Nur das Seltene ist ehrfurchtgebietend. Schon das Geschäfts- und Handwerksmäßige, wenn in einem und demselben Termine viele Zeugen auftreten und einzeln vereidigt werden! Oft sind es 30, 40, 50 und noch mehr. Der Richter, um die Heiligkeit des Eides zu markieren, erhebt sich, Gerichtspersonal und Zeugen folgen seinem Beispiele, der Zeuge murmelt die ihm vorgesprochenen Worte mehr oder minder undeutlich nach, und bei jedem neuen Zeugen wiederholt sich die Szene, freilich nicht, um an Würde zu gewinnen. Früher, ich weiß nicht, ob es nicht vielleicht an manchen Orten noch so ist, wurden die Zeugen alle zusammen vereidigt, was, wenn der Vorsitzende nur einigermaßen geschickt war, immer einen feierlichen Eindruck machte. Jetzt soll auf den Einzelnen eingewirkt werden, aber daß dies mit irgend einem Erfolge geschehe, bestreite ich, und keine Statistik wird es nachweisen können.

Viel zu viel wird geschworen, und dem Finden der Wahrheit ist dies kaum günstiger als es in der früheren Kriminaljustiz die Folter war. Dem Delinquenten wurde so lange mit der Leiter, den Daumschrauben und spanischen Stiefeln, mit glühenden Eisen und sonstigen Ueberredungskünsten zugesetzt, bis er schließlich zu Allem Ja sagte. Dann war das Zugeständnis da, und weitere Beweise erübrigten sich von selbst. Jetzt heißt es, der Zeuge hat die und die Thatsachen beschworen, und das genügt! Ich weiß wohl, daß der gewissenhafte Richter (das sind sie ja Alle!) sich ernstlich bemüht, die materielle Wahrheit zu finden, in Kriminalprozessen wenigstens. Aber um den Eid kommt er nicht herum, er muß ihn als souveränes Beweismittel gelten lassen, es sei denn, daß Verdacht auf Falscheid vorliegt. Daß aber auch gutgläubige Zeugeneide durchaus nicht immer unanfechtbare Beweise bringen, darauf werden wir bald zurückkommen.

Viel zu viel wird geschworen. So halte ich auch den Sachverständigeneid für überflüssig. Zwar spreche ich nur aus meiner eigenen Erfahrung heraus, aber ich glaube, man darf sie verallgemeinern. Die Sachverständigenaussage unterscheidet sich von der Zeugenaussage dadurch, daß sie keine Thatsache, sondern ein Urteil (nicht zu verwechseln natürlich mit dem richterlichen Urteil) bringt. Der Sachverständige beschwört, daß er nach bestem Wissen und Gewissen seine Meinung über den vorliegenden Fall und den damit verbundenen Thatsachenkomplex abgeben werde, er beschwört die Lauterkeit seiner Gesinnung und seiner Gewissenhaftigkeit. An letzteren Eigenschaften hat der Richter selbst nicht gezweifelt, sonst würde er ihn nicht zum Sachverständigen berufen haben. An dessen, in dem sachverständigen Gutachten niedergelegte Meinung aber ist der Richter überhaupt nicht gebunden. Sie dient nur zu seiner Instruktion und entbehrt ganz und gar der zwingenden Macht des Zeugeneides. Sachverständigeneide erscheinen mir deshalb überflüssig,

sie könnten aus der Gerichtspraxis verschwinden, ohne daß die Gutachten nur um ein Haar schlechter würden. Denn das wird doch wohl Niemand glauben, daß den Sachverständigen die Rücksicht auf die Heiligkeit des Eides leitet. Das thut viel wirksamer der fromme, ehrliche, gewissenhafte Charakter und, schlimmstenfalls, wenn dieser versagen sollte, die Rücksicht auf das eigene wissenschaftliche Renommee.

Nebenbei gesagt, scheint nicht überall Klarheit über das Wesen des Sachverständigeneides zu herrschen. Denn, soweit ich mich erinnere, bin ich, so oft ich in Thätigkeit trat, vom Richter jedesmal gefragt worden, ob ich die „Richtigkeit" des Gutachtens auf meinen Eid nehme, habe dann auch, um keine Weitläufigkeiten zu machen, mit Ja geantwortet. Denn was hätte es nützen können, mich mit dem Richter in einen Disput darüber einzulassen, daß ich nicht die „Richtigkeit" des Gutachtens, das vielleicht grade ganz unrichtig und irrtümlich sein konnte, sondern nur die Thatsache, daß ich mit bestem Wissen und Gewissen geurteilt, auf den Eid genommen wissen wolle?

Ebenso überflüssig, wie Sachverständigeneide, sind Diensteide. Ich habe wenigstens noch nicht gehört, daß ein seiner Pflicht ungetreuer Beamter außer für sein Vergehen auch noch wegen Meineids bestraft worden sei. Man sagt nun wohl, Sachverständigen- und Diensteide sollen das Gewissen schärfen. Glaubt Jemand daran? Diensteide von niederen Beamten, z. B. Polizeidienern, Nachtwächtern, Gensdarmen, gewähren wenigstens noch den Vorteil des Zeitgewinnes, wenn sie in Strafsachen an Stelle des Zeugeneides treten. Anstatt die ganze Zeremonie durchzumachen, machen die Beamten ihre Aussage kurzer Hand auf den Diensteid und die Sache ist erledigt. Aber im Grunde ist es eine Nichtvereidigung und deshalb hat man an vielen Gerichtsstellen jetzt mit diesem System gebrochen und behandelt die Beamten wie andre Zeugen.

Nun zum Zeugeneide! Der Zeugeneid ist nach unsrer jetzigen Praxis das unentbehrlichste Instrument im richterlichen Rüstzeuge, darum hochangesehen und schon deswegen, nicht bloß wegen seiner inneren Natur und seinem religiösen Charakter, mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Seiner Heiligkeit thut es freilich oft genug Eintrag, daß er sich als eine dem richterlichen Ermessen angelegte Fessel erweist. Wie, wenn Eid gegen Eid steht? Gewöhnlich hilft man sich dann damit, daß man den einen von beiden als Falscheid ansieht. Aber beide können gutgläubig und ohne Fahrlässigkeit geschworen sein und doch ist bei nur einem die Wahrheit. Namentlich darin, daß dies von Staatsanwälten, Richtern und Geschworenen verkannt wird, liegt die große Gefahr, die den Unschuldigen zu Boden schmettern kann. In Konitz hatte Levy beschworen, daß er den ermordeten Winter nicht gekannt habe. In dem gegen ihn angestrengten Meineidsprozesse beschworen mehrere Zeugen, sie hätten gesehen, daß Levy den Winter auf der Straße gegrüßt und mit ihm gesprochen habe. So und so viele einwandsfreie Zeugen, schlossen Staatsanwalt und Geschworene, haben es beschworen, also ist es auch geschehen, und Levy mußte den Winter in der That gekannt haben. Mußte? Wirklich mußte? Ich nehme an und bin auch der Ueberzeugung, daß die Zeugen gutgläubig gewesen sind und nur das beschworen haben, was sie gesehen oder zu sehen geglaubt hatten. Aber mußte? Als ich las, wie der Unglückliche nach verzweifeltem Kampfe unter dem Jubelgeheul der verhetzten Meute zu vierjährigem Zuchthause verurteilt worden war, faßte ich mich an den Kopf und sagte mir: das kann dir selbst jeden Augenblick passieren. Täglich, ohne Ausnahme täglich, kommt es so und so oft vor, daß ich auf der Straße mit mir ganz unbekannten Herren Grüße wechsele, und ebenso werde ich auch fast täglich auf der Straßenbahn von Herren in ein Gespräch gezogen, die zwar mich kennen, ich aber nicht sie. Irgendwo bin ich natürlich früher mit ihnen in Berührung gekommen, aber wo und unter welchen Umständen ist meinem Gedächtnis entschwunden. Wenn ich nun in die Lage käme zu beschwören, daß ich einen solchen namhaft gemachten Herrn nicht kenne, und es fänden sich so und so viele Zeugen, die mich mit ihm hatten freundschaftlich sprechen sehen? Nun ist Bremen ja etwas Andres, als Konitz, und ich behaupte ja auch keineswegs, daß Levy zu Unrecht verurteilt worden ist. Aber eine furchtbare Gefahr birgt diese Gepflogenheit, Zeugeneide zu bewerten, doch in sich. Und wie oft kommen nicht Personenverwechslungen vor, selbst bei dem ruhigsten und nüchternsten Beobachter!

Der große allgemeine Irrtum in der Bewertung der Zeugenaussage liegt darin, daß man sie als eine objektivtreue Wiedergabe der beobachteten und bezeugten Thatsache, gewissermaßen als einen sprachlichen Abdruck derselben ansieht. Aber dies ist sie niemals und kann sie nicht sein. Wie alles von unseren Sinnen Wahrgenommene hat auch die Wahrnehmung des Zeugen das Bewußtsein zu passieren und nimmt dort eine subjektive Färbung an. Es giebt keine rein objektive Wahrnehmung, allen ist ein subjektives Element beigemengt. Mehr oder weniger pflegt ja die subjektive Färbung dem objektiven Thatbestande zu entsprechen, und daß beide ganz auseinanderlaufen, d. h. oft etwas ganz Anderes gesehen oder gehört wird, als was wirklich da ist, bildet zum Glück für die Menschheit nicht gerade die Regel. Auch wird in ganz einfachen Dingen die Kongruenz von Subjektivem und Objektivem noch am ersten auftreten.

Aber welche Verschiedenheiten auch dabei zu Tage treten, davon kann man sich durch ein einfaches, kleines Experiment überzeugen. Man stelle in eine Gesellschaft von beliebig vielen, sagen wir zehn, Personen irgend einen einfachen Gegenstand, z. B. eine Lampe, eine Vase oder dergl. auf den Tisch, lasse ihn fünf Minuten lang betrachten und alsdann von jedem Einzelnen auf einem Fragebogen durch Beantwortung der Fragen: wie hoch? wie breit? von welcher Farbe? aus welchem Material? u. s. w. beschreiben. Obgleich hier die Wahrnehmung durch Kundgebung des Zweckes noch besonders geschärft war, wird man doch über die Verschiedenheit der Beantwortung erstaunen. Ebenso ist es auch mit dem Wiedergeben einer kurzen Erzählung. Auge und Ohr sämtlicher Anwesenden hatten denselben Reiz empfangen, vielleicht ist er auch noch in gleicher Stärke nach dem Gehirn fortgepflanzt worden. Aber bei dem Prozeß der psychischen Metamorphose, d. h. bei dem Durchgange durch das Bewußtsein hat die Wahrnehmung bei Jedem durch Auslassen oder Hinzufügen eine subjektive Färbung angenommen.

Daher kommen die häufigen Widersprüche in der Wahrnehmung desselben Vorgangs bei verschiedenen Zeugen. Der Eine sah ein Messer blinken, der Andre nur ein geschwungenes Stuhlbein, der Eine eine Angriffs-, der Andre eine Abwehrbewegung. Wer von Beiden hat Recht? Alle Beide. Der Schein des im Halbdunkel aufleuchtenden schmalen Gegenstandes hatte sich im Bewußtsein des Einen zu einem Messer, in dem des Andern zu einem Stuhlbein gestaltet. Das ist subjektiv gemeint. Objektiv hatte nur Einer, vielleicht auch Keiner von Beiden recht. Es war ein opinionis mendacium, non oculorum*), wie Cicero sagt.

Dazu tritt dann noch der Umstand, daß nicht alle Menschen gleich scharf beobachten, und daß auch derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten verschieden disponiert ist. Auf den Grad der Aufmerksamkeit und geistigen Spannung, mit dem der Sinneseindruck aufgenommen wird, kommt, wie wir Alle wissen, sehr viel an. Es giebt Menschen, die an solcher inneren Konzentration (im gewöhnlichen Leben Zerstreutheit genannt) leiden, daß sie wie im Traum umhergehen und nicht sehen und hören. Sie sind im Stande weite Wege zu machen, ohne sich nachher an das dabei Gesehene erinnern zu können. Aus andern Umständen schließen sie wohl, daß sie den Weg gemacht haben, das Wie aber ist ihrem Gedächtnis entschwunden oder hat sich ihm vielmehr gar nicht erst eingeprägt. In solchem Zustande gleichen sie den Kranken, die der Irrenarzt Seelenblinde und Seelentaube nennt. Der Lichtstrahl trifft ihre Netzhaut, die Schallwelle ihr Labyrinth gerade so wie beim Gesunden, der Reiz wird auch treu nach dem Gehirn fortgeleitet, dort aber nicht aufgenommen oder wenigstens nicht im Bewußtsein verarbeitet und in den Grundstock des Vorstellungsgebietes aufgenommen, sodaß auch keine Erinnerung zurückbleibt. Gerade so versinkt auch eine telegraphische Depesche ins Boden-

*) Eine Täuschung des Meinens, nicht des Sehens. D. H.

lose, die am Aufgabeorte zwar richtig aufgegeben und abgesandt, am Bestimmungsorte aber vom Wachthabenden nicht abgenommen wird.

Welchen Wert soll man dem Zeugnisse eines solchen Sehendblinden und Hörendtauben beimessen? Negativ wird es der Hauptsache nach immer ausfallen, aber daraus wird man nicht schließen dürfen, daß wirklich Nichts zu sehen und zu hören gewesen wäre. Andernfalls aber kann auch die Vorhaltung an den Zeugen: „Sie haben doch dabei gestanden und haben es sehen und hören müssen“, vielleicht sehr ungerecht sein. Dabei gestanden hat er wohl, aber er muß deshalb noch nicht gesehen oder gehört haben. In solchen Fällen aber die moralische Qualifikation des Zeugen zu bemängeln, ist, wie mir scheint, ein nicht seltener Fehler in Strafsachen.

Vor Kurzem hat Dr. Stern in Breslau in einem in der Berliner Psychologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage hierüber interessante Mitteilungen gemacht, die ich nach einem Zeitungsreferate wiedergebe. An dreißig Studenten, worunter auch mehrere weibliche, waren Beobachtungen über Wahrnehmungsfähigkeit gemacht worden. Es zeigte sich, daß die Versuchspersonen selbst solche Wahrnehmungen, über die sie unmittelbar nach den empfangenen Sinneseindrücken zu berichten hatten, trotz intensiver Beschäftigung mit den Experimentalbildern nur in sehr fehlerhafter Weise wiederzugeben vermochten. Nicht nur daß Auslassungen von wesentlichen Dingen vorkamen, es traten auch Zusätze und qualitative Metamorphosen auf, aus einem Huhne wurde in der Erinnerung eine Katze, aus einer Katze ein Teckel, aus einem Stocke mehrere Schirme, rechts wurde mit links vertauscht u. s. w. Der Prozentsatz der Fehler steigerte sich mit der Zeit. Wären die Wahrnehmungen beschworen worden, so hätte es zu dem deprimierenden Ergebnis geführt, daß durchschnittlich $1^1/_2$ Falscheide auf jede männliche und $3^3/_4$ Falscheide auf jede weibliche Person gefallen wären. Im Allgemeinen fiel die sehr bedenkliche Thatsache auf, daß die Aussagen fast ausschließlich ohne den Vorbehalt eines Irrtums mit absoluter Gewißheit gemacht wurden.

Die Untersuchungen des Vortragenden hatten sich noch weiter auf die Entstehung des falschen Gerüchtes erstreckt. Hierbei zeigte es sich, daß die Wiedergabe einer verhältnismäßig einfachen Geschichte schon in dem sofortigen Berichte der Versuchspersonen ganz erstaunliche Umgestaltungen erfahren hatte. Hier trat die psychologische Thatsache, daß wir, anstatt uns auf die Aussage der Wahrnehmungen zu beschränken, selbstschöpferisch zu urteilen pflegen (also was ich oben das subjektive Element genannt habe) ganz besonders stark hervor.

Auch Professor Franz von Liszt hat im kriminalistischen Seminar der Universität Berlin Versuche angestellt, über die er in der deutschen Juristenzeitung berichtet. Bei dem ersten Versuche wurde ein praktischer Strafrechtsfall als Aussage des Angeklagten vor einer ersten Gruppe von Zuhörern vorgetragen, dann von einem dieser Zuhörer vor einer zweiten Gruppe, weiter von einem Mitglied dieser zweiten Gruppe vor einer dritten und endlich von einem Mitglied dieser dritten Gruppe vor einer vierten sofort weiter erzählt. Diese dritte Wiedergabe (die vierte Erzählung) ergab bereits eine vollständige Entstellung des Falles im Ganzen wie in allen seinen wesentlichen Einzelheiten, und somit eine vernichtende Kritik des „Zeugen vom Hörensagen“.

Bei einem zweiten Versuche wurde, ohne daß die Teilnehmer an den Uebungen vorher darum wußten, im Anschluß an einen wissenschaftlichen Vortrag von zwei Herrn nach einem genau verabredeten Plane ein Wortwechsel mit anschließendem Revolverattentat vorgeführt. Die Zeugenvernehmungen zeigten, ganz abgesehen von verschiedenen, recht merkwürdigen Unsicherheiten und Unrichtigkeiten vor allem, daß das Ziehen, Anlegen und Abdrücken des Revolvers auch von den nächstsitzenden Personen entweder gar nicht wahrgenommen worden war oder doch nicht bestimmt behauptet werden konnte.

Für die Bewertung des Zeugeneides sind diese Untersuchungen, die fortgesetzt werden sollen, unstreitig von höchster Wichtigkeit und die Vorstellung von der Heiligkeit des Eides, objektiv verstanden, wird stark erschüttert. Auch die Gerichtspraxis wird und muß mit der Zeit dadurch beeinflußt werden. v. Liszt fordert deshalb die berufsmäßige Ausbildung der kriminalistischen Praktiker. Die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auf dem Gesamtgebiete der Psychologie mit Einschluß der Psychiatrie sollen der Strafrechtspflege dienstbar gemacht werden. Gewiß ein sehr erstrebenswertes Ziel. Denn wie viele Juristen sind wohl heute noch in der gerichtlichen Medizin, die doch Lehrgegenstand ist, bewandert?

Unsere Sinne sind bestechlich und betrügerisch. Was sie anfänglich verabscheut haben, finden sie, durch Gewohnheit überredet, nach kurzer Zeit schon erträglich. So findet die Nase, durch schlechten Geruch anfangs angewidert, schon nach fünf Minuten die stickige Kneipenluft ganz annehmbar. Das Auge befreundet sich mit der Zeit mit allerhand Unschönem, mit Kunstthorheiten und Absurditäten aller Art. Man muß dann seinem Gewissen mitunter einen förmlichen Ruck geben, um nicht allzu duldsam zu werden. Am unbestechlichsten und ehrlichsten ist noch das Ohr, obgleich es sich auch der Angewöhnung nicht ganz entziehen kann. Daß die Sinne uns Dinge vorlügen und bei gewissen Gelegenheiten hartnäckige und andauernde Betrüger sind, sehen wir, sobald wir das große Gebiet der optischen und akustischen Täuschungen betreten. Hundert- und tausendmal, ja täglich und unablässig durch den Verstand widerlegt, wiederholen sie doch dieselbe Täuschung immer wieder, z. B. daß der Mond über der Scheune doppelt so groß ist, wie in der Zenithnähe. Aber diese Art von regelmäßigen, ich möchte sagen, gesetzmäßigen Täuschungen kommt hier weniger in Betracht, weil ihnen eben alle Menschen unterworfen sind. Auch die oben schon erwähnten Fälle von subjektiv falscher Deutung objektiver Sinneswahrnehmungen sind nicht gemeint. Sondern die rein subjektiven, durch kein äußeres Objekt erzeugten Täuschungen, die ausnahmsweise bei gewissen Gelegenheiten und Seelenzuständen auftreten, z. B. Visionen und Gehörshalluzinationen. Letztere stellen bekanntlich eins der häufigsten Symptome bei Geisteskranken dar, treten aber, wofür gleichfalls Zeugnisse genug vorliegen, auch bei ganz gesunden Personen auf. Ich selbst habe einmal zu einer Zeit, wo ich auf nächtliche Störungen mehr wie sonst gefaßt sein mußte, in zwei Nächten hintereinander, und zwar in völlig wachem Zustande im Bette liegend, deutlich an der Nachtglocke klingeln hören. Beidemale war Niemand da und war auch, was ich hier nicht näher ausführen kann, Niemand dagewesen. Und doch war es mir nicht etwa bloß so vorgekommen, als habe es geklingelt, sondern es hatte wirklich geklingelt, wenn auch nicht an der Nachtglocke, sondern in meinem Ohr. Das heißt — die Labyrinthnerven waren von einem dem äußeren Schallwellenreize gleichgearteten inneren Reize getroffen worden und das Bewußtsein hatte prompt darauf geantwortet und die Mitteilung für wahr gehalten. Erst später hat dann der kontrollierende Verstand das Richtige gefunden. Wie aber, wenn diese Klingelei in die Fäden eines Kriminalprozesses wäre verwickelt worden? Wenn es auf mein Zeugnis angekommen wäre? Würde man mir wohl Glauben beigemessen haben, wenn ich meine Wahrnehmung nur als eine subjektive Sinnestäuschung, als eine Halluzination bezeichnet hätte?

Die subjektive Stellung des Zeugen zu seinem Thema kommt am deutlichsten dort zum Ausdruck, wo er neben Thatsachen sein eignes Urteil als Erklärungsversuch zu Tage bringt und so dadurch zeigt, wie sich der Vorgang in seiner Seele abgespiegelt hat. Der Angeklagte war betrunken, der Verletzte ist ein zänkischer Mensch — das sind keine Thatsachen mehr, sondern Urteile. Noch weiter geht es, wenn es z. B. heißt, der Angeklagte, dessen Geliebte ermordet gefunden worden war, wollte sich mit einer Anderen verheiraten, der Angeklagte war hochversichert — hier wird schon ein Motiv als Erklärung hervorgesucht. Möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß die Erklärung richtig ist, aber die Bezeugung einer objektiven Thatsache ist es nicht mehr, das Subjektive hat sich ganz in den Vordergrund gedrängt. Den Richtern werden solche Auslassungen oft von Nutzen sein, ja er provoziert sie wohl auch, um die vox populi zu erfahren. Aber häufig spricht die Volksstimme Falsches und ist die Folge einer Massensuggestion. Der Richter, der darauf hört, soll sich

in Acht nehmen, daß er nicht selbst der Suggestion zum Opfer fällt, und soll nur Thatsachen, nicht Urteile unter den Zeugeneid stellen.

Temperament, Stimmung und Interesse tragen zur subjektiven Färbung von Zeugenaussagen das Meiste bei. Der Melancholiker mit dem nach Innen gerichteten Blicke sieht die Sachen ganz anders an als der heitere, nach Außen lebende Sanguiniker, der kühl betrachtende Phlegmatiker tritt ihnen anders entgegen als der hastige und überstürzte Choleriker. Der Eine hört nur eine harmlose Aeußerung, wo der Andere eine verborgene Absicht wittert, der Eine sieht in einer Wirtshausrauferei ein erlaubtes Volksvergnügen, der Andere eine abscheuliche Rohheit. Hierbei sind natürlich Stand, Erziehung, Umgang, kurz was man das Milieu nennt, ebenfalls sehr in Betracht zu ziehen.

Das Wichtigste ist das Interesse. Gemeint ist hier nicht das persönliche Interesse am Ausgange der Sache. Bei Ehegatten, Eltern, Kindern, Geschwistern des Angeklagten wird es meist sehr groß sein. Aber Gesetz und Praxis tragen dem schon Rechnung, indem sie solche Personen von der Zeugnispflicht entbinden. Gemeint ist das Interesse, das bei sonst ganz unbeteiligten Personen schon bei der Wahrnehmung des Vorganges selbst mitgewirkt hat. Auch hier spielt das Milieu, in dem der Zeuge aufgewachsen ist und sich bewegt, eine große Rolle. Wer kennt nicht das Parteiinteresse? Der Agrarier wird einen politischen Vortrag ganz anders hören, als der Freihändler, der Konservative anders, als der Sozialdemokrat. In Allen bildet sich fast unbewußt schon ein Urteil, und darnach wird ihre Zeugenaussage ausfallen. Schon im gewöhnlichen Leben hört Jeder mit Aufmerksamkeit nur das, was sein Interesse erregt, was er zu hören wünscht oder — nicht wünscht. Verwandt mit dieser Art von Interesse ist die sogenannte sittliche Entrüstung. Sie trübt den Blick umso mehr, je weniger sie aus Naturanlagen stammt und je mehr sie durch das Milieu anerzogen wurde. Sittliche Parteientrüstung giebt es sowohl auf dem politischen als dem religiösen Gebiete. Entrüstung aber ist ein Zornesaffekt, und Affekte lassen die Gegenstände stets in veränderter Gestalt auftreten.

Am gefährlichsten erweisen sich Massensuggestionen. Sind die Massen erst einmal in einem ihr Gefühlsinteresse, ihre sittliche Entrüstung, ihre Leidenschaften erregenden Falle durch laute oder stille Suggestion auf einen gewissen Punkt gebracht, so ist es oft kaum möglich, aus einer ganzen Bevölkerung nur eine einzige objektiv richtige Aussage zu erzielen.

Auch das Geschlecht kommt in Frage. Die subjektive Färbung bei der Frau sieht ganz anders aus und enthält andere Ingredienzien, als beim Manne. Es fehlt deshalb nicht an Stimmen, die die Zeugenaussage der Frau für minderwertig halten. Möbius (über sein Buch demnächst) geht in der Uebertreibung so weit, der Frau die Qualifikation als klassische Eideszeugin überhaupt abzusprechen. Als Angeklagte, sagt er, werde sie zu hart bestraft, als Zeugin zu hoch taxiert. Die Frau ist eben nicht der Mann, sie ist nicht besser oder schlechter, aber anders. — Von Kindern als Zeugen, über die sich auch manches Interessante beibringen läßt, sprechen wir hier nicht, da sie ja noch nicht eidesmündig sind.

Geburt, Geschlecht, Erziehung, Umgang — daraus setzt sich der Mensch zusammen, und das alles beeinflußt zugleich die Art und Weise, wie er Wahrnehmungen macht. So betrachtet sind aber die Dinge der Welt nicht für Alle die gleichen, sondern Jeder hat seine eigene Welt um sich aufgebaut. Von diesem Gesichtspunkte aus ist jede Zeugenaussage zu bewerten. Auch die scheinbar objektivste Aussage kann ihre subjektive Beimengung nicht verbergen, und wer die Heiligkeit des Eides etwa auch darin finden wollte, daß dieser gewissermaßen den Geist der reinen Wahrheit selbst athme, durch seinen Inhalt geweiht und unantastbar sei, würde schwer irren.

Und nun kommt noch der Richter mit seinem Protokoll! Nicht der Zeuge macht es, der Vernommene, sondern der Richter, allgemeiner gesprochen der Inquirent. Das heißt, die schon subjektiv gefärbte, durch die Sprache auch nicht immer ganz deutlich wiedergegebene Wahrnehmung des Zeugen macht im Bewußtsein des Richters noch einmal denselben Destillationsprozeß durch, wird noch einmal subjektiv gefärbt. Bedenkt man nun, daß auch der Richter nur ein Mensch und Suggestionen unterworfen ist, daß er vorgefaßte Meinungen oft mitbringt und sie dann erst förmlich verjagen muß, ehe das Feld frei wird, daß er, immer infolge allgemein menschlicher Eigenschaften, hauptsächlich das hört, was er zu hören erwartet, und was dergleichen mehr ist, so kann man sich ungefähr vorstellen, was ein Protokoll aus einer Zeugenaussage manchmal machen kann.

Als Sachverständiger habe ich es früher mitunter erlebt, daß der Richter meine Aussage anhörte und dann dem Protokollführer in die Feder diktierte. Da wurde manchmal etwas ganz Anderes daraus, als was ich gesagt hatte. Deswegen habe ich es auch immer dankbar anerkannt, daß in den weitaus meisten Fällen, z. B. in Entmündigungssachen, der Richter sich jeder Wiedergabe enthielt und mich das Gutachten selbst zu Protokoll diktieren ließ. — Ueberhaupt ist die noch immer übliche Art und Weise zu protokollieren doch mittlerweile etwas gar zu mittelalterlich geworden. Die Gerichtssekretäre sollten geübte Stenographen sein, dann würden Fragen wie Antworten doch wenigstens richtig zu Papier gebracht werden.

Hier ein Beispiel einer solchen durch den Untersuchungsrichter subjektiv gefärbten Zeugenaussage. In einem Hause ist ein Hundertmarkschein abhanden gekommen und durch die polizeiliche Vernehmung ist der Verdacht des Diebstahls auf die Magd gelenkt worden. Der Zeuge sagt vor dem Untersuchungsrichter aus: „So viel ich mich erinnere, habe ich den Schein, als ich gegen 10 Uhr das Zimmer verließ, noch auf dem Tische liegen sehen. Ich ging in den Stall, und als ich nach einiger Zeit zurückkam, war der Schein nicht mehr da. Die Magd begegnete mir auf dem Treppenflur vor dem Zimmer, doch habe ich nichts Auffallendes an ihr bemerkt." Im Protokoll des vielleicht durch die polizeiliche Vernehmung suggestionierten Richters heißt es: „Ich erinnere mich, den Schein, als ich um 10 Uhr das Zimmer verließ, noch auf dem Tische liegen gesehen zu haben. Ich ging in den Stall, und als ich kurz darauf zurückkam, war der Schein verschwunden. Vor dem Zimmer auf dem Treppenflur kam mir die Magd entgegen, doch habe ich ihr nichts angemerkt." Der Schein wurde später auf der Diele unter dem Kleiderschranke gefunden. — Der Fall ist nur fingiert, aber wer viel in Gerichtsstuben verkehrt hat, weiß, daß ähnliche Fälle wohl vorkommen. Und diese so redigierte Aussage hat der Zeuge beschworen, hat es vielleicht gar nicht einmal gemerkt, wie entstellt sie wiedergegeben worden ist, ebensowenig, wie der Richter sich seiner subjektiven Färbung bewußt geworden war.

Wie nun gar, wenn der Richter noch dazu ungeschickt ist? Denn auch unter Richtern giebt es gute Menschen und schlechte Musikanten. Wenn er nicht zu fragen versteht? In Strafprozessen werden an Zeugen, sowie an Angeklagte oft geradezu horrende Fragen gestellt, die gar nicht zu beantworten sind, deren Nichtbeantwortung aber den Angeklagten belastet und den Zeugen unglaubwürdig erscheinen läßt — wenigstens in den Augen des Staatsanwalts. Hierher gehören die berüchtigten Minutenfragen: — Was haben Sie am 18. November vorigen Jahres um die Zeit von 3—3¼ Uhr nachmittags gethan? War der Angeklagte am Vormittag desselben Tages in Ihrem Hause? Besinnen Sie sich!

Oder auch, er fragt Etwas in den Zeugen hinein, statt aus ihm heraus, ähnlich, wie es ungeübte Aerzte giebt — Anfängern passiert es häufig, — die in den Kranken Symptome hineinfragen, die er gar nicht hat. Ist der Zeuge so wie so schon befangen, und mehr oder weniger sind es an Gerichtsstelle fast Alle, so gelingt es desto eher. Ist er aber außerdem noch beängstigt, so sagt er zu allem Möglichen Ja, um nur so rasch als möglich davonzukommen.

Oder umgekehrt, — der Richter ist kalt und interesselos, dann läßt er den Zeugen sagen, was er will, und ist zufrieden, wenn er nur sein Protokoll hat. Oder er ist ungeduldig und möchte rasch fertig werden, — und was dergleichen mehr ist. Wer mehr darüber lesen will, den verweise ich auf die Kriminalpsychologie von Dr. Hanns Groß (Graz, Leuschner-Lebensky,

10 Mark, 1898), ein außerordentlich lehrreiches Buch, namentlich auch für Aerzte und Geistliche.

Genug davon! Das Gesagte wird hinreichen, zu beweisen, daß und warum die objektive Beweiskraft des Eides so wenig den Voraussetzungen entspricht, mit denen man ihr entgegenkommt oder entgegenkommen möchte. Auch in den Augen gebildeter und vorurteilsloser Juristen entspricht sie ihm nicht mehr. Der Eid behält dann hauptsächlich seinen Wert nur als Pressionsmittel, um zu einem Urteile gelangen zu können.

Das Gesagte wird aber auch genügen, es zu erklären, weshalb im Bewußtsein des Volkes der Eid so wenig gilt, weshalb auch so viele Meineide geschworen werden. Die feierliche Eidesleistung ist durch die Gerichtspraxis zu sehr profaniert worden. In weiten Kreisen ist das Bewußtsein, daß der Eid eine sakrosankte Handlung, eine Art Ordal sei, geschwunden. Man erblickt darin eben nicht viel mehr als ein juristisches Zwangsmittel, weshalb man auch mit Recht von einem Zeugniszwange, der im Grunde ein Eideszwang ist, spricht. Durch einen Falscheid sich mit diesem Zwange abzufinden und der Gerechtigkeit, so zu sagen, ein Schnippchen zu schlagen, gilt gewissenlosen und leichtfertigen Menschen nicht viel mehr als Anderen etwa zollpflichtige Waren über die Grenze zu schmuggeln.

Hier sollte nur die Krankheitsdiagnose gestellt werden: über die Heilmethode mögen sich die Juristen selbst den Kopf zerbrechen.*) Friedrich Scholz

Bismarcks Religiosität

2. Bismarcks Bekehrung

Wir verfolgen Kleins Werk nicht weiter.**) Die dämonische Veranlagung, die so viele unsrer Volksgenossen ihrem Heros zuschreiben, ist hier zu erschöpfendem Ausdruck gelangt. Viele freilich, die den Uebermenschen verherrlichen, unterscheiden sich von Klein dadurch, daß sie in dem konservativen Grundsatz: Autorität, nicht Majorität! in der Bekämpfung des Professorenideals des konstitutionellen Volksstaats ein Verdienst, nicht eine Schranke sehen. Aber darin ist er ihr Sprecher, daß er die Religion und religiöse Moral für eine sekundäre, durch Anpassung angeeignete Einkleidung des völlig souveränen, selbstherrlichen, zweckbewußten Machtgenies ansehen, das Alle, auch sich selbst behandelt. Gerade gegen diese Auffassung, die ja keineswegs sinn- und grundlos ist, gilt es in Folgendem den auch von Krauel und Keudell vertretenen Gesamteindruck zu behaupten, den ich schon vor dem Erscheinen der herrlichen Briefsammlung dahin zusammenfaßte, daß wir es hier mit einer durch und durch religiös gegründeten sittlichen Persönlichkeit zu thun haben, die in der Demut vor dem Allmächtigen die Wurzel ihrer Kraft fand.

Setzen wir sofort bei dem Knotenpunkt der verschiedenen Beurteilung ein, bei der Bekehrung. Daß von einer solchen zu reden ist, war schon vor der Veröffentlichung der Briefe an die Braut unbestreitbar. Ich erinnere nur an den herrlichen Brief vom 3. Juli 1851, wo Bismarck zurückdenkt an die Zeit, da „der Champagner 22jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ." Wenn er sich erinnert an die, mit denen er damals liebelte, becherte und würfelte, muß er staunen, wie seine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht hat, wie Vieles ihm jetzt klein ist, was damals groß erschien, wie Vieles jetzt ehrwürdig, was er damals verspottete:

*) Es hat aber auch die Kirche, es hat jeder ernste Mensch ein Interesse daran, ob die Eidespraxis so weiter gehen soll. In diesem Sinne hat ja der Herr Verfasser seinen Aufsatz gerade unserm Blatte anvertraut. Von juristischer Seite brachten wir 1899, Nr. 24, einen Aufsatz aus der Feder des derzeitigen Straßburger Rektors: Zur Frage des Zeugeneides. Mit vereinten Kräften wird sich doch auch in der Eidesnot Wandel schaffen lassen. D H

**) Vgl. Nr. 22. Auch 24, Sp. 572. D H

Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann . . . Wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben.

In dem nächsten Brief vom 8. Juli 1851 erzählt er von dem Grafen Lynar, an dessen Rousseauscher Tugendhaftigkeit er umsonst gerüttelt habe: „Er hat auf Grund ähnlicher Erziehung ähnliche Ansichten aus der Jugend mitgebracht wie ich, ist aber befriedigter darin, als ich jemals war." Er schließt diese Miteilung: „Die Unterredung neulich mit Lynar hat mich recht einen dankbaren (aber nicht pharisäischen) Blick thun lassen auf die Entfernung, die zwischen mir und meinem früheren Unglauben liegt; möchte sie immer größer werden, bis sie das rechte Maß hat."

Schon diese Stelle war uns bisher unbekannt. Nun aber sind eine Reihe von Zeugnissen hinzugekommen, die abgesehen von dem Werbebrief den eignen Glauben Bismarcks an seine Bekehrung über allen Zweifel erheben. Ich hebe nur die bedeutsamsten heraus. Am 19. Juni 1852 schreibt er mitten in einer Ermahnung zu festem Vertrauen:

Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die mir Gott geschenkt hat, wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündflut von Verwilderung und Liebesmangel giebt, die meine Seele in früheren Jahren bedeckt. Schon wenn ich einsam bin wie hier, tritt der alte trübe und trostlose Geist der Vergangenheit an mich heran, und ich fühle, wie wenig ich reif bin, ein äußerlich ödes Leben zu tragen. Die Gnade Gottes wird meine Seele nicht fahren lassen, die Er einmal angerührt hat, und das Band nicht zerschneiden, an dem er mich vorzugsweise gehalten und geleitet hat auf dem glatten Boden der Welt, in die ich ohne mein Begehren gestellt bin.

Das klingt nicht viel anders als das Geständnis an die Braut vom 28. April 1847:

Ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Ueberlaufen voll Wehmut und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleudert, bis ich Dir, mein Herz, zumutete, das Wrack, dessen reiche Ladung ich im Uebermut mit vollen Händen über Bord geworfen hatte, in den Hafen Deines unentweihten Herzens aufzunehmen.

Der Zustand, aus dem Bismarck sich durch seine Bekehrung gerissen sieht, wird von ihm meist als Leere, Oede, Gleichgültigkeit und Langeweile charakterisiert: ein ziel- und ideallosеs Leben. Von seinem Schwager Arnim schreibt er 3. September 1849: „Er langweilt sich aber doch noch einmal tot, wenn er nicht andere Ansichten über Christentum und Lebensbestimmung bekommt." Er dankt beim ersten Abschied von der jungen Frau, da ihm zum ersten Mal seit den Schulferienzeiten einiges Scheidewasser in den Bart lief, Gott recht innig, „daß ich wieder Etwas habe, wovon mir der Abschied schwer wird." (16. Juli 1849.) Und er drückt dies im nächsten Briefe noch reicher aus:

Vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch.

Man wird aber Unrecht thun, wenn man den Nachdruck legen wollte auf das Unbefriedigende einer ziel- und planlosen Junggesellenexistenz. Gewiß spielt das stark mit:

Du kannst glücklicher Weise nicht beurteilen, mein Herz, — schreibt er am 1. Februar 1847 — mit welcher trostlosen Stumpfheit ich früher nach einer Reise mein Haus betrat, welche Niedergeschlagenheit sich meiner bemächtigte, wenn mich die Thür meines Zimmers angähnte und das stumme Gerät in den lautlosen Räumen mir, gelangweilt wie ich selbst, gegenüberstand. Nie wurde mir die Oede meines Daseins deutlicher als in solchen Augenblicken, bis ich dann ein Buch ergriff, von denen mir keines trüb genug war — [er zitiert dann als charakteristisch ein Byronsches Gedicht voll settled ceaseless gloom, voll weariness which springs from all I meet or hear or see] — oder mechanisch an irgend ein Tagewerk ging. Am liebsten kam ich des Nachts zu Haus, um gleich zu schlafen. Ach Gott und nun? Wie betrachtete ich Alles mit andern Augen. Nicht

bloß, was Dich und weil es Dich mitbetrifft oder mitbetreffen wird, sondern meine ganze Lebensanschauung ist eine neue, und selbst Deich- und Polizei-Geschäfte betreibe ich mit Heiterkeit und Teilnahme. Diese Aenderung, dieses neue Leben danke ich nächst Gott Dir, die du nicht als Spiritusflamme an mir gelegentlich kochst, sondern als erwärmende Sonne in meinem Herzen wirkst.

Und am 1. Oktober 1850 schreibt er aus dem verödeten Schönhausen: „ich muß früher ein ganz andrer Mensch gewesen sein, daß ich es immer ausgehalten habe.“

Aber der Wandel kam nicht bloß aus den Verhältnissen, aus dem Liebesglück. Dies erblühte ihm erst, nachdem eine innere Umkehr ihn auf den gemeinsamen Weg mit der Geliebten geführt hatte. Herr von Keudell berichtet uns S. 17 aus gleichzeitigen Mitteilungen Moriz von Blankenburgs, daß Bismarck nach Blankenburgs Verheiratung mit Fräulein Marie von Thadden 1844 sehr viel bei diesen verkehrte. Sie hatten zusammen Shakespeare-Leseabend:

Er fühlte, wie unser Leben durch den Glauben beglückt war, und strebte ernstlich danach. Ich gab ihm manches Gute zu lesen; er sagte aber mehrmals, er könne sich nicht überzeugen. Schon gab ich fast alle Hoffnung auf. Da kam er eines Tags und sagte, ihm sei geholfen. Gott habe ihn auf den Rücken geworfen und stark geschüttelt. Da sei ihm der Glaube gekommen, zu dem er sich nun freudig bekenne. Wir, meine selige Frau und ich, waren tief ergriffen von diesem Wunder. Unser Verkehr mit Bismarck wurde nun noch inniger.

Damit stimmt nun das berühmte Bekenntnis an den zukünftigen Schwiegervater überein. Er schildert, wie sein ganzer bisheriger Bildungsgang ihn immer tiefer in die Sackgasse des Zweifels geführt habe, bis er zuletzt in der Einsamkeit des Kniephofes manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht habe, daß sein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, ein Staub vom Rollen der Räder. Dann habe er bei Blankenburg und durch ihn bei Thaddens in Triglaf ein Familienglück und zugleich ein Glaubensglück gefunden, das ihn mit bisher fremdem Wohlsein umfing. Zunächst freilich habe der warme Eifer der lieben Blankenburgs vergeblich gesucht, ihm durch Ueberredung und Disputation den Glauben zu geben, der ihm fehlte. Dann aber habe er im Triglafer Hause und dessen weiteren Kreise Leute gefunden, vor denen er sich schämte:

Daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annehmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises, in ihrem äußern Wirken, fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, habe ich nie bezweifelt; aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde.

Inzwischen sei er — das deckt sich mit Blankenburgs Bericht — von Ereignissen berührt worden, bei denen er nicht handelnd beteiligt war, die er als Geheimnisse Anderer nicht mitteilen dürfe, die aber erschütternd auf ihn wirkten:

Ihr praktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat Anderer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tötlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen; denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

So hat denn abgesehen von dem geheim gebliebenen erschütternden Ereignis das christliche Sterben von Moritz Blankenburgs Frau Marie, geb. Thadden, den tiefen Eindruck von der Wirklichkeit und Ueberlegenheit christlicher Lebensrichtung hervorgerufen. Nachdem Bismarck noch vor anderthalb Jahren über den „ästhetischen Thee mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle“, zu dem er nach Cardemin eingeladen sei, der Schwester gegenüber gespöttelt hatte (Kohl, Bismarckbriefe S. 26), schrieb er etwa sechs Wochen vor dem Werbebrief an sie (ebenda S. 42) von der beneidenswerten Zuversicht der Verwandten, womit sie diesen Tod als kaum etwas andres wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehen über kurz oder lang folgen muß. Marie selbst sei dem Tod mit ungetrübter Heiterkeit und Zuversicht entgegengegangen. Gewiß bildete die Erinnerung hieran das tiefste Band der sich in Cardemin findenden Brautleute.

Was an dem Selbstbekenntnis Bismarcks, das den Ton der keuschesten Aufrichtigkeit hat, Problematisches sein soll, ist mir völlig unverständlich. Es heißt, aus dem Manne, der sich zu einem ersten und einmaligen Eröffnen seines Herzens entschlossen hat, einen abscheulichen Heuchler machen, wenn man darin eine bewußte Akkomodation an die bekannten geistlichen Uebertreibungen des schwiegerelterlichen Hauses sucht. Freilich sein Freund Wilhelm Ramin raunte ihm zu (Br. a. s. Braut 9): „Na, in Reinfeld würde ich an deiner Stelle auch so sprechen; aber daß du glaubst, deinen ältesten Bekannten Etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich.“ Seinen Schwager Arnim fand er voller Sorge, er möchte „fromm“ werden; sein Blick ruhte mit mitleidiger Besorgnis auf dem lieben Freunde, den er fast für verloren hielt. Ueber Beide berichtet der Verlobte der Braut: „es giebt doch wunderliche Weltanschauungen bei sehr klugen Leuten.“ Dem Schwiegervater aber beteuert er in seinem zweiten Briefe:

Sie fragen mich, ob meine Füße *gewisse* Tritte gethan haben; ich kann darauf nur mit Bejahung Ihrer nächsten Frage antworten, daß ich fest und männlich entschlossen bin, nachzujagen dem Frieden gegen Jedermann und der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird. Ob meine Tritte so gewiß sind, wie ich wünschte, daß es so wäre, wage ich nicht zu behaupten, betrachte mich vielmehr als den Lahmen, der straucheln wird, den die Gnade des Herrn aber halten wolle. Ich kann für jetzt meinem Bekenntnis . . . nichts hinzufügen, um so weniger, als mit dem Wunsch, Ihnen über Alles *befriedigende* Auskunft geben zu können, notwendig in mir der Verdacht aufsteigen muß, ich könne unbewußt gegen Sie und gegen mich unwahr werden. Ich habe bei meinem früheren Schreiben Gott angerufen, daß er mir zur Klarheit helfen möge in der Prüfung meines Innern, auf daß kein unwahres Wort aus meiner Feder fließe, und was ich da geschrieben habe, ist mein offenes Bekenntnis vor Jedermann, aus dem ich kein Geheimnis mache, und insofern allerdings ein gewisser und gerader Tritt.

Bismarcks Bekehrung war also im Wesentlichen Abkehr von einer skeptischen, negativen Lebensanschauung, war nicht etwa Abwendung von krassem Leichtsinn, wildem Leben oder niedriger Sinnlichkeit. Mag es auf dem Kniephof manchmal toll hergegangen sein — die charaktervolle Haltung des Edelmannes hat der Schönhäuser Deichhauptmann, der auch öfters den Bruder als Landrat vertrat, nicht aufgegeben. Ja, in einem Brief an die Braut vom 23. Februar 1847 darf er im Hinblick auf die entweder geschäftsuntüchtigen oder mattherzigen Junker ringsum sich rühmen, daß er alle ihre Fehler in geringerem Maße besitze. Nein, die Umsinnung lag durchaus auf dem Gebiet der religiösen Welt- und Selbstbeurteilung: der an jedem idealen Lebenszweck, an einem jenseits sich erfüllenden Lebensberuf, an einer göttlichen Weltregierung, an der Kraft des Vertrauens auf Gott über die Lebensführung zweifelnde Einsiedler ist zu einem von der lebendigen Gegenwart Gottes, von der Kraft des vertrauensvollen Gebets, von den heiligen und ewigen Zielen des Menschenlebens überzeugten Glied einer stillen Gemeinde gläubiger Christen geworden. Und damit hat sein Leben und sittliches Streben einen ganz andern Inhalt erhalten: an Stelle der Oede, der Langeweile, der Planlosigkeit seines Landlebens ist ein großes, hohes, unendlich fernes Ziel der Selbstbildung getreten, gewiß auch an Stelle einer leicht wechselnden Laune, einer starken Abhängigkeit von Sym- und Antipathie ein gleichmäßiges Gott suchen in Selbstzucht und Teilnahme am Leben Andrer. Am 15. Oktober 1850 läßt er seine Schwiegermutter in dies Kämpfen mit dem alten Adam hineinschauen:

Gott ist mein oder eigentlich Dein Zeuge bei mir, daß ich Dir recht oft vor Ihm Unrecht abzubitten hatte, und daß ich von Ihm die Kraft erbeten habe, mein trotziges Herz mit Demut und Frieden zu füllen; möge Er mir darin mit Seinem heiligen Geiste beistehen, dann werde ich von Dir liebe Mutter im nächsten Jahre weniger Verzeihung zu erbitten haben als in diesem. Ich glaube, wir haben auch beide erfahren, daß der Herr uns hilft, die Ecken abzuschleifen, die in jedem sich neu bildenden Verhältnis zwischen Personen, die

nicht mehr in dem leicht sich formenden und schmiegenden Alter der ersten Jugend stehen, abgeschliffen werden müssen . . . Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelänge, den jähen Zorn aus meinem Herzen zu bannen und die Unfreundlichkeit zu bemeistern, die zufälliger Verdruß leicht in meinem äußern Wesen zu Tage treten läßt . . : aber nur Gottes Gnade kann aus den zwei Menschen in mir Einen machen, und Sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschlägt; kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir. Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt Dich innig, wenn Dich der Knecht des Teufels auch anfährt, und der erstere ist von Dankbarkeit für alle Deine Güte, Treue und Versöhnlichkeit voll, wenn der andere sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß er Herr im Hause bleibt und der andre sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter thut, als ob er der Wirt wäre.

Sehen wir uns nun nach den Kreisen um, durch deren Einfluß sich diese Bekehrung vollzog, und stellen wir das Maß ihres Einflusses auf Bismarck fest!

Otto Baumgarten

Die Konzentrationslager in Südafrika

Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des Burenkriegs

Der Herausgeber der Christlichen Welt hat mir einige Schriftstücke über die Konzentrationslager, die ihm von England — als Entlastungsmaterial — zugegangen sind, zur Prüfung anvertraut. Er setzt dabei voraus, daß ich, obwohl mit ganzem Herzen auf der Burenseite stehend, doch bereit sein werde, gegen England gerecht zu sein. Ich empfinde das allerdings als eine selbstverständliche Pflicht.

Es handelt sich besonders um zwei englische Blaubücher vom Beginn dieses Jahres. Das eine (Cd 893) umfaßt den ausführlichen Bericht der Damenkommission, die im Auftrag der britischen Regierung vom Ende August bis Anfang Dezember 1901 (mit Ausnahme des Paradelagers in Port Elisabeth) sämtliche damals existierende Lager, 33 an der Zahl, inspiziert hat. Das andere (Cd 902 vom Januar d. J.) bringt zahlreiche Depeschen der leitenden Persönlichkeiten über die Lager, darunter Statistisches und eine Serie amtlicher Monatsberichte über die Transvaallager. Beide Blaubücher dürfen im Sinne der englischen Regierung als Rechtfertigungsschriften betrachtet werden.*)

Leider können wir nicht zwei entsprechende burische Blaubücher daneben stellen. Es ist nicht ungerecht gegen England, sondern nur gerecht gegen die Buren, wenn wir annehmen, daß solche wesentlich anders ausfallen würden als die offizielle englische Darstellung. Was insbesondere den Bericht der Kommission angeht, so werden wir von vornherein zu einiger Vorsicht aufgefordert. Ich zweifle die Aufrichtigkeit der Damen in ihren thatsächlichen Mitteilungen nicht an. Der Verdacht einer gewissen Färbung ihres Berichts ist damit aber nicht beseitigt. Wie man in burenfreundlichen Kreisen ihre Mission betrachtete, zeigt die schneidende Antwort, die ein südafrikanisches Komitee ihnen auf die Frage nach den notwendigsten Bedürfnissen der Lagerbewohner zu teil werden ließ: „wir senden ihnen Kattun (calico), um ihre Leichen einzuwickeln.“ Die Damen selbst geben ihre Stellung zur Genüge kund durch das große Interesse, das sie für die Entfernung gewisser lokaler Hilfskomitees aus den Lagern und namentlich auch für den Gebrauch der englischen Sprache, die Verwendung englischer Lehrer in den Kampschulen an den Tag legen; denn so will es die praktische Politik Englands. Sehr wenig angenehm hat es mich auch berührt, wie die Vorsitzende der Kommission nach dem Standard vom 22. März 1902 in einem Vortrage die schmutzigen Buren dem Gelächter ihrer Landsleute preisgab. Wären aber auch die Damen die Unparteilichkeit selber, so wäre doch schwer zu glauben, daß sie bei einem durchschnittlich zweitägigen Besuche der Lager die Nöte von 3000, 4000, 5000 und mehr Menschen kennen gelernt haben sollten. Sie waren in Vielem auf die Information der Lagerbeamten angewiesen, und diese können nicht gerade als uninteressierte Zeugen gelten; die Damen selbst berichten von Fällen, in denen sie „Ungenauigkeiten“, zu deutsch Lügen, zu hören bekamen. Endlich, wieweit wurden die Lager auf den Besuch der Damen vorbereitet? Ich weiß es nicht, in einigen Fällen jedoch ist vorherige Rüstung erwiesen. (S. Tgl. Rundsch. Nr. 239, 4. Beilage, auch Nr. 165, 2. Beilage.) In Kroonstad beklagen sich die Leute über madiges und schmutziges Fleisch. Was die Damen zu sehen bekommen, ist frisch und gut (A S. 95).

Es scheint mir nach dem allen nicht möglich, aus diesen Quellen allein von den Lagern ein zuverlässiges und genügendes Bild zu gewinnen. Allein ich kann und will auch gar nicht versuchen, über die Lager selbst Erschöpfendes zu sagen. Ich werde zwar gelegentlich andere glaubwürdige Daten heranziehen, meine Hauptabsicht ist jedoch lediglich, eben diesen im englischen Sinne jedenfalls authentischen und uns gerade darum wertvollen Darstellungen nachzugehen und einige wichtige Punkte daraus zu beleuchten, über die mir ein Urteil möglich scheint.

*) Ich zitiere das erste mit A, das zweite mit B. Uebrigens ist mir bekannt, daß die Regierung noch weiteres Material veröffentlicht hat. (Vgl. z. B. Burenfreund 1901, Nr. 11.) Ich war jedoch nicht in der Lage, es benutzen zu können.

1

Diese Blaubücher sind sicher im stande, den Leser zu blenden. Imperialistische und doch hinsichtlich der Lager von einigen Skrupeln bewegte Engländer werden sie mit einem Gefühl der Erleichterung gelesen haben. Das ist wohl zu verstehen, denn in ihnen ist viel von der Verbesserung der Zustände, von der Zufriedenheit der Leute, von der Trefflichkeit dieser und jener Einrichtungen die Rede. Indessen muß man schon recht oberflächlich lesen oder recht abgestumpft sein, um die Zustände, wie sie die Damen in den Lagern fanden, auch nur leidlich befriedigend zu finden.

Der bekannte Conan Doyle hat in seiner zur Massenverbreitung (auch in Deutschland) bestimmten, angeblich unparteiischen Broschüre über den Krieg*) hinsichtlich der Verpflegung „Zeugnisse“ aus Südafrika beigebracht, wonach die Lager auch in dieser Beziehung reine Musteransiedlungen wären. Da behauptet eine seiner Quellen, die Burenflüchtlinge erhielten soviel Nahrung, als sie wünschten. Geistliche und Offiziere schreiben, daß die Leute zum größten Teile in ihrem ganzen Leben niemals besser genährt worden wären. Die Blaubücher ergeben da denn doch andere Fakta. Daß die Insassen der Lager allgemein von Hunger gequält worden wären, wird freilich eine übertriebene Vorstellung sein; schrecklich genug, daß man es für gewisse Zeiten und für Teile der Bevölkerung allerdings glauben muß. Allein ohne zu hungern, kann man sehr ungenügend ernährt werden.

Hier einige Thatsachen. Die besten Rationen fanden die Damen in den Natallagern. Abgesehen von Kaffee, Zucker und Salz kam hier auf den Erwachsenen pro Woche eine Ration von 7 Pfund Brot, 4 Pfund Fleisch, $3^1/_2$ Pfund Kartoffeln (1 engl. Pfund etwa = 453 Gramm). Erheblich niedriger waren die Lieferungen in der Hauptmasse der Lager (in Volksrust gar nur 1 Pfund Büchsenfleisch wöchentlich). Die Kosten jener besten Ration, die z. B. die Ration für die Kriegsgefangenen auf Bermuda nicht erreicht, werden amtlich (B S. 129) auf etwa 47 Pfennige für den Tag angegeben, wobei die Feuerung noch einbegriffen ist. Man denke dabei an afrikanische Preise.**)

Aber die offiziellen Ziffern der Rationen sagen Nichts über ihre wirkliche Beschaffenheit. Namentlich das Fleisch muß zu Zeiten jämmerlich gewesen sein. Wie oft wird bemerkt, es sei extremely poor and thin gewesen, d. h. zum guten

*) The war in S. Africa, its cause and its conduct (neuerdings auch ins Deutsche übersetzt). Die Schrift ist geschickt, aber doch kaum ernst zu nehmen, wenn man nach der Wahrheit fragt.

**) Die Kommission erwähnt zu Gunsten der Lager, daß die ansässige Bevölkerung von Bethulie (Dr. F. St.), als sie zeitweilig auf halbe Rationen gesetzt war, weniger erhalten habe, als die Lagerbewohner gratis. Man kann aus der Thatsache aber auch folgern, daß regelmäßig die Lagerration hinter der normalen Ration der anderen Bewohner zurückblieb.

Teile Knochen! Man kann sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß das Gewicht der Schafe nicht selten bis auf 15, ja bis auf 11 Pfund herunterging. An einem Platze mußten 69 Schafe als für menschliche Nahrung ungeeignet beseitigt werden, ein andermal war von 2000 gelieferten Schafen nur ein Zehntel schlachtbar. Gleichwohl zog man meist auch das ärmliche frische Fleisch dem magenstörenden Büchsenfleisch noch vor, das zuweilen Monate lang an seine Stelle trat.

Nun giebt es freilich Läden in den Lagern. Aber wie viele der Bewohner haben in der fraglichen Zeit überhaupt Geld oder haben noch Geld gehabt, sich Nahrungsmittel zu kaufen und das schwer erträgliche Einerlei der Rationen zu mildern? Ferner ist sehr viel von den sogenannten medical comforts und ihrer liberalen Austeilung an Schwache und Kranke die Rede. Diese Liberalität wird hie und da Segen gestiftet haben, indessen eine amtliche Tabelle (B S. 50) ist geeignet, das Rühmen einzuschränken. Ich berechne, daß während eines ganzen Monats und zwar gerade des schlimmsten Krankheitsmonats (Okt. 1901) in sämtlichen Transvaallagern z. B. auf etwa 160 Personen ein Pfund Fleischextrakt und auf 120 in der gleichen Zeit ein Pfund Butter kam.

Die Transvaalregierung sagt in der That kein Wort zu viel, wenn sie in einer Vorstellung an Kitchener (B S. 122) die Kost in den Lagern nicht ausreichend, nicht mannigfaltig genug und in der Qualität nicht nahrhaft genug findet, besonders für Kinder. Es besagt ja in Wahrheit dasselbe, wenn wir auf englischer Seite immerfort von Verbesserungen*) hören. Jede Verbesserung ist eine Verurteilung des früheren Zustandes, wenn doch über das Bedürfnis hinaus gewiß Nichts gewährt worden ist. So wünschen die Damen größere Fleischrationen, Zusätze von Vegetabilien, Reis u. s. w., mehr Milch für die Kinder. Im Januar 1902 erkennt eine von Chamberlain befragte ärztliche Autorität Mängel in den Rationen an. Vom 31. März 1902 wird aus Pretoria gemeldet (Standard 1. April), die Rationen der Transvaallager seien mit günstiger Wirkung um ein Drittel erhöht worden, danach wären sie bis dahin um ein Drittel zu schmal gewesen. — Bei dem allen muß man stets vor Augen haben, daß es sich um dauernde Mängel vieler Monate handelt und um eine Bevölkerung von vielen Zehntausenden.

Lebhafte Klagen hörten die Damen besonders im Oranje-Freistaat über das Feuerungsmaterial. Der Mangel an solchem bedeutet aber ungares oder halbgares Essen. Die Ration ging in gewissen Fällen bis auf 7 Pfund Kohlen pro Kopf und Woche herab. Schalk Burger und Reitz klagen schwerlich ohne Grund, daß Frauen aus den vornehmsten Familien mit eigenen Händen trockenen Kuhdünger zur Feuerung sich sammeln mußten (B S. 122). Nebenbei — wer zählt die feineren Leiden solcher Art, wo es sich um Krankheit, Hunger und Blöße handelt? Und doch sind auch sie von Tausenden unter Schmerzen durchlitten worden.

Für die gewöhnlichen Glockenzelte wird die normale Bewohnerzahl auf 5, höchstens 6 angegeben. Vielfach wurde diese Zahl nicht überschritten, aber in zahlreichen Lagern fanden sich Zelte mit 7—9, ja mit 12 Personen, natürlich darunter den Umständen nach ein oder mehrere Kranke. Da manchmal Hunderte in ein gar nicht vorbereitetes anderes Lager hinübergeschoben wurden, ist auch dort leicht teilweise Ueberfüllung erzeugt worden, wo normale Verhältnisse bestanden. Der Schönfärber Conan Doyle hat zwar die treffliche Entdeckung gemacht, daß ein Zelt im hygienischen Sinne gar nicht überfüllt sein kann, da es zu luftig ist; möge er sich mit der Damenkommission auseinandersetzen, die den Burenfrauen scharfe Vorwürfe macht, wenn sie das Oeffnen der Zeltklappen versäumen, oder mit Miß Hobhouse, die von der entsetzlichen Luft in den kleinen Zelten zu sagen weiß.

Wichtiger noch ist folgender Punkt. In zahlreichen Lagern hatten die Bewohner, als die Kommission ihren Besuch machte, zu einem großen Teile, zuweilen bis zur Hälfte, ja bis zu $^2/_3$ (Bloemfontein), in Bethulie „wenigstens $^4/_5$" keine Bettstellen.

*) Die Rationen sind freilich gelegentlich auch herabgesetzt worden.

Viele Tausende dieser Leute haben also lange Monate hindurch auf dem Erdboden geschlafen, manchmal bloß auf Decken, natürlich wieder vielfach auch Kranke. Der Vorsteher eines der besten Lager (Norwals Pont) erklärt, er habe mehr Kinder durch ihr Schlafen auf der Erde verloren, als aus irgend einem anderen Grunde.

Auf weitere Punkte, den Mangel an Kleidung und Schuhwerk, die Wasserversorgung, die Organisation der Lager kann ich nicht eingehen. Ich will nur einige Urteile der Kommission selbst anführen, ohne zu verschweigen, daß andere Lager ein günstigeres Zeugnis erhalten. Die Wascheinrichtungen in Bloemfontein sind „äußerst schlecht". In Aliwal North sind die Hospitaleinrichtungen in einem „Zustande der Verwirrung, daß es fast unmöglich ist zu sagen, was das Schlimmste ist". Völlige Reorganisation des Lagers wird gefordert. In Brandfort ist die Hospital-Arbeit völlig in Unordnung. Ueber Vredefort Road: der Wassermangel macht Reinlichkeit fast unmöglich. Ueber Irene beim ersten Besuche (im September): dies Lager ist in keiner Hinsicht in befriedigender Verfassung. Beim zweiten Besuche (im November) ist leider fast Nichts verbessert. Aehnliche, teilweise noch schärfere Urteile ergehen in Bezug auf Hospitaleinrichtung, Abfuhrwesen und andere Punkte über die Lager in Klerksdorp, Middelburg, Standerton, Mafeking. In Mafeking zeigt ein zweiter Besuch ebenfalls, daß Wenig verbessert, Einiges noch verschlechtert ist.

Mit Genugthuung wird man hieraus ersehen, daß die Damen auf manche Wunde ohne Beschönigung den Finger gelegt haben. In der That, ihr Bericht enthält genug dunkle Stellen, viel mehr im Einzelnen, als ich hier angeben kann. Faßt man Alles zusammen und schafft man sich auf Grund der einzelnen Notizen die Bilder, die ihnen entsprechen, — es bedarf dazu keiner Anstrengung der Phantasie — so könnte man nach meiner Ueberzeugung geradezu durch Schlußfolgerung feststellen, daß die Dinge mehrere Monate zuvor, als Alles noch um einen Grad wirrer und unfertiger war, ziemlich so gewesen sein müssen, wie sie Miß Hobhouse in ihren Berichten geschildert hat. Abgesehen von diesem Abstande in der Zeit liegt der einzige Unterschied m. E. in der Art der Darstellung und in der Persönlichkeit derer, die sie geben. Hier ein kühler, offizieller, nach dem Schema feststehender Rubriken abgefaßter Bericht einer politisch korrekten Kommission, dort die warmherzige Erzählung einer Menschenfreundin, die einfach das Leiden und Elend schildert, das sie mit Augen gesehen; die Thatsachengrundlage aber ist wenig verschieden. Miß Hobhouse hat ja ihrerseits auch keineswegs Alles über einen Kamm geschoren, sie hat dem Ungünstigen unbefangen Günstigeres zur Seite gestellt. Und so gut wie später gab es auch damals Leute, die die Lager für Paradiese hielten. Sie sagt freilich dazu: „Nun, der Eine hat Augen, der Andere nicht."

Es steht fest, daß man längere Zeit den Familien der kämpfenden Buren die Rationen gekürzt hat, um auf sie einen Druck zu üben. Z. B. hat der bekannte General Bruce Hamilton in dieser Art gegen die Frauen des tapfern Feindes Krieg geführt. (Vgl. Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitg. 1902, Nr. 12.) Nach dem Kommissionsberichte ist diese abscheuliche Praxis aufgegeben. In einem Falle, wo die Familien von „Rebellen" gegen andere zurückgesetzt werden, erklären die Damen das mit Rücksicht auf Brodricks Aeußerungen für unstatthaft. Indessen liest man mit Empörung von andern Ungleichheiten in der Behandlung der verschiedenen Lagerbewohner. Ich will dabei gar nicht hervorheben, daß die Frauen der noch Kämpfenden oder derer, die den Treueid noch nicht geleistet haben, keine Pässe zu der dem Lager benachbarten Stadt erhalten oder in eine Drahtverzäunung eingesperrt (z. B. Mafeking), also ganz wie Kriegsgefangene behandelt werden. Schlimmer ist, daß der Generalsuperintendent der Transvaallager am 30. Oktober 1901 ein Rundschreiben erläßt, wonach die Angehörigen der bekannten Verräterkorps in den Burgherkamps auf Wunsch in die Stadt ziehen dürfen, wenn da aber kein Platz ist, die Wohnungen der Familien noch Kämpfender erhalten sollen, während diese in die Kamps zu transportieren sind (B

S. 47). Verwandten Geistes ist ein Zirkular des Obervorstehers der Lager im Freistaat vom 6. Dezember 1901. Es soll festgestellt werden, wer geneigt wäre, nach Natal oder der Kapkolonie zu gehen, wenn demnächst aus gesundheitlich ungünstigen Lagern Bewohner zu besseren Plätzen übergeführt werden sollten. Manche würden die „Orange River-Kolonie“ nicht verlassen wollen, Andere — dies gesteht also auch der Beamte — „nur zu froh“ sein, wenn sie es könnten. Ausgenommen werden nun aber hier ausdrücklich die Familien der unter den Waffen Stehenden. Es kann dies nach dem Zusammenhange nur heißen: sie sollen keinen Anteil an dieser Wohlthat haben. Chamberlain und Milner freilich interpretieren anders: sie sollen zu gesunden Plätzen verschickt werden, ohne gefragt zu werden. Ich muß diese Deutung für eine Verdrehung klarer Worte erklären. Man dürfte gefürchtet haben, daß sich ohne sie die Opposition dieses Zirkulars bemächtigen könnte. Chamberlain legt Milner die Deutung in einer als höchst dringend bezeichneten Depesche in den Mund, Milner bestätigt sie. (Man vergleiche B S. 128 mit S. 132.)

Solche Verfügungen höherer Beamter legen die mißtrauische Frage nahe, ob nicht noch Mancherlei passiert ist, was in die gleiche unrühmliche Kategorie gehört.*) Es ist viel von Disziplinarmaßregeln die Rede, wenn auch meist gesagt wird, sie seien nur gegen Wenige angewandt. Strafmittel sind die Entziehung oder Kürzung der Fleischrationen „für ein oder zwei Tage“ (nur?), die Einsperrung in bestimmten Plätzen, die Verschickung nach Natal. Einmal heißt es: „Plötzlich früh morgens werden sie ohne Warnung zur Küste entsandt.“ Der Vorsteher von Irene hat es nach seinem Berichte (!) wirksam gefunden, einige Leute eine Weile in der Nähe der Latrinen einzusperren. Wie viele solcher Rohheiten nicht verzeichnet sind, erfahren wir nicht. Namentlich möchte man auch wissen, welches denn die Vergehen der „Lästigen“ (undesirables) oder „Unversöhnlichen“ sind, die besonders oft von der Disziplin betroffen werden. Vielleicht geben die Unthaten der Miß Hobhouse einen Maßstab, die ja, obwohl Engländerin, als undesirable die bekannte schmachvolle Behandlung in Kapstadt erlitt.

Durchaus mit Mißtrauen betrachte ich auch Alles, was über die Stimmung der Lagerinsassen berichtet wird. Die Damen bringen gern allerlei Aeußerungen der Zufriedenheit, ja der Dankbarkeit für die englische Großmut an. Dergleichen haben sie gewiß gehört, aber Niemand weiß, welchen Anteil an ihnen das Bestreben zu schmeicheln oder die Mißgunst „Loyaler“ gegen die Buren hat. Gerade diesen offiziellen Damen haben aber die Burenfrauen im Allgemeinen wohl am wenigsten ihr Herz geöffnet, sie, die Miß Hobhouse als schweigend Duldende geschildert hat. Auf englische Leser mag es Eindruck gemacht haben, wenn die Leute als satisfied and contented bezeichnet werden; denn was man wünscht, glaubt man gern. Unbeteiligte müssen skeptisch bleiben oder doch das contented nach dem Zusatze and resigned verstehen, der einmal gemacht wird. Und wenn nur Wenige die Erlaubnis erbitten die Lager zu verlassen, Einzelne sogar freiwillig um Aufnahme bitten**) — kann die Wüste außerhalb der Lager Sehnsucht wecken, kann das so häufige Abschlagen der Bitten zu neuen Gesuchen ermutigen?

Ich kann nicht umhin, hier ein paar Sätze aus den Aussagen einer Burenfrau einzuschalten, die sie nach ihrer Flucht aus dem Lager von Mafeking vor dem General Celliers beschworen hat, und die auch darum Vertrauen erwecken, weil sie Günstiges neben Ungünstigem enthalten.***) „Wir wurden sehr roh behandelt durch die Aerzte; wenn man um Arzneien fragte, so wurde man oft von ihnen angeschnauzt. Wir mußten Worte hören wie die: Wenn sie auch alle im Lager verrecken, so thut das Nichts. — Wenn wir irgend eine Klage anzubringen versuchen, werden wir roh behandelt und meist gleich mit dem Worte ‚voertzek‘ (fort, sag' ich) abgewiesen. Unsere Klagen werden nie untersucht. — (Zwei entflohene Frauen) wurden mit acht Tagen Reiswasser*) bestraft.“ — Ich will gar nicht verallgemeinern, ich will nur andeuten, weshalb ich der offiziellen englischen Darstellung in den fraglichen Beziehungen nicht glaube.

Uebersehen wir aber nun nicht, was zu Englands Gunsten aus unsern Quellen hervorgeht. Eines ist unwidersprechlich: sie zeugen von dem Bemühen zu bessern und auch von wirklichen Besserungen, wie manche Vorschrift nur auf dem Papier geblieben sein mag. Die Kost ist verbessert, das ärztliche Personal vermehrt, die Hospitaleinrichtungen erweitert und bereichert, Vorkehrungen gegen Krankheit, wie Kochen und Filtrieren des Wassers, in größerem Maßstabe durchgeführt, einige Lager sind auf gesündere Plätze geschoben, Zelte mehrfach durch Hütten ersetzt, Maßregeln gegen die wiederholt so verhängnisvoll gewordne Ueberführung kranker Trupps in gesunde Lager sind hier und dort getroffen, die gute Entwicklung der Lager-Schulen ist im sittlichen Interesse der Kinder jedenfalls sehr zu begrüßen. Ob mehr nicht gethan werden konnte? Ich zweifle trotz aller Versicherungen, räume aber ein, daß ich die Sache nicht allseitig übersehe. Erkennen wir an, was geschehen ist. Man hat gelegentlich, auch in Deutschland, von dem vorsätzlichen Hinmorden der Frauen und Kinder geredet. Ich halte das Wort — in seinem wirklichen Sinne genommen — angesichts der Bemühungen um die Lager für eine aus der Erregung ganz begreifliche, aber doch schädliche Uebertreibung. Ueber geheime Wünsche dieses oder jenes kaltblütigen Einzelnen können wir nicht urteilen, aber wenn wir Milner, Chamberlain und Andere über die Beschaffung frischer Milch, die Wahl gesunder Lagen für neue Lager, über die Erhöhung der Rationen und Vorbeugungsmaßregeln gegen Ansteckungsgefahr Erkundigungen einziehen, ernste Erwägungen anstellen oder dringende Vorschriften geben sehen, so können wir doch nicht behaupten, es sei das eitel Spiegelfechterei, und die eigentliche Absicht sei nicht die Erhaltung, sondern die Vernichtung der Leben gewesen.

Ferner: wenn man die Existenz der Lager einmal als Thatsache hinnimmt, so ist gewiß, daß zahlreiche Leiden und Entbehrungen die Bewohner gegen den Willen der verantwortlichen Persönlichkeiten getroffen haben. Z. B. sind sie den Transportschwierigkeiten gegenüber zeitweise fast ohnmächtig gewesen. Man muß sich vergegenwärtigen, welche Materialien für diese improvisierten Städte erforderlich waren.

Ich stehe auch nicht an, obwohl ich glaube, daß die Lager manche grausame Handlung gesehen haben, doch die Meinung, als wäre die Behandlung der Burenfamilien im Durchschnitt eine überlegt und mutwillig grausame gewesen, als eine falsche Verallgemeinerung zu bezeichnen.

Von der Anerkennung des Fortschrittes und der Besserung in den Zuständen wird man ein gut Teil wieder zurücknehmen, wenn man fragt, wann und wie sie von den britischen Autoritäten durchgeführt worden sind. Man kann doch nicht vergessen, daß diese viele ereignisvolle Monate haben verstreichen lassen, ehe sie den Kamps größere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Man kann auch schwerlich leugnen, daß aus ihrer eignen Initiative die bessernden Maßnahmen nur sehr teilweise hervorgegangen sind. Man denke sich nur das mutige Wort der Miß Hobhouse hinweg samt seiner Wirkung, dem Aufschrei unter den Menschenfreunden Englands und im ganzen Auslande, man denke sich den Schrecken hinweg, den die rapide anwachsenden Todesziffern denn doch auch bei den Leitenden hervorriefen.

Der Miß Hobhouse will ich hier noch einmal in anderer Hinsicht besonders gedenken. Ziemlich Alles, was an praktischen

*) Nach den sehr lesenswerten Amtlichen Berichten des Generals J. H. de la Rey u. s. w., herausgegeben von A. Schowalter (München Lehmann 1902, 60 Pf.) S. 17 f. wurden Liebesgaben (Kleidung, Eßwaren), die für die Familien der noch Kämpfenden bestimmt waren, in Mafeking an die Angehörigen der Bürger, die sich ergeben hatten, verteilt!

**) Die Transvaalregierung behauptet (B S. 121), Frauen seien auf unbeschränkte Zeit aus den Lagern beurlaubt, ihre Kinder aber als Geiseln zurückbehalten worden. Man habe darauf gerechnet, daß sie ins Lager zurückkehren würden, um dann von freiwilligem Aufsuchen britischen Schutzes zu reden.

***) Amtliche Berichte des Generals de la Rey S. 17—19.

*) Der Herausgeber erläutert: Sträflinge, die sich schlecht betragen, erhalten in Südafrika als einzige Nahrung zwei oder drei Tage lang nur das Wasser, in dem der Reis gekocht wurde.

Gedanken zur Hebung und Durchführung der Lager nachher geäußert oder durchgeführt worden ist, ist bereits im Berichte dieser nicht bloß edlen und mitleidigen, sondern auch thatkräftigen Dame angeregt worden. Leider kann man nicht sagen, daß Alles, was sie vorgeschlagen hat, auch von der Regierung ausgeführt worden wäre. William Wrede

Verschiedenes

Das Ende des Burenkriegs ist in voriger Nummer mit dem Entschluß begrüßt worden, den hoffentlich alle unsre Leser mit uns teilen: wir wollen uns die schweren sittlichen Probleme dieses Kriegs weiter auf unser Herz und Gewissen lasten lassen. Der Kampf der Buren soll nicht umsonst gekämpft worden sein, der Erfolg der Engländer soll uns nicht blenden, einschläfern, verführen. Im Lichte der Ereignisse in Südafrika wollen wir nicht aufhören auch das uns näher angehende politische Treiben und die moralische Entwickelung der „christlichen Völkerfamilie“ zu betrachten. Wir wollen nicht zu denen gehören, deren käufliche Liebe dem zufällt, der die Beute mitbringt, sondern nur immer gründlicher werden in der Erforschung der Thatsachen und immer fester in unserm sittlichen Urteil.

Auf große Schwierigkeiten wird freilich die Feststellung der Thatsachen des Burenkriegs für die nächste Zukunft nicht nur, sondern für alle Zeiten stoßen. Die Berichterstattung während dieses Kriegs war schwerer zu kontrollieren, als sonst bei heutigen Zeitereignissen der Fall ist. Der Krieg von 70/71 liegt für Jeden, der will, klar und deutlich vor Augen. Wo und von wem wird eine wahrheitsgetreue Geschichte des Burenkriegs geschrieben werden?

Ein Zeugnis von unserm Willen zu billiger Beurteilung ist der Aufsatz über die Konzentrationslager, der in heutiger Nummer beginnt und noch zwei Fortsetzungen finden wird. Wir sind ihn unsern englischen Freunden schuldig. Daß er eben in dem Augenblick fertig geworden ist, wo die Friedensnachricht kam, nimmt ihm Nichts von seinem Wert. Unsre Leser werden mit mir dem Verfasser dankbar sein, daß er sich mit einer solchen Gründlichkeit einer Untersuchung hingegeben hat, die für uns, insbesondere dem Bischof von Rochester gegenüber, Ehrensache war. Der Untertitel des Aufsatzes rührt, wie dem Verfasser zu Liebe bemerkt sei, von dem Herausgeber her.

Katholisches zur Toleranzdebatte. Ein ähnliches Nachspiel wie das Zitat des Reichstagsabgeordneten Sattler aus Pater de Luca (vgl. Nr. 22) ist einem Zitat des Reichstagsabgeordneten Stockmann aus der Voce della Verità gefolgt. Katholischerseits war zuerst die Möglichkeit des Wortes beanstandet worden, jetzt muß sie zugegeben werden. Daß und wie sie zugegeben wird, giebt protestantischen Blättern vielfach zu Bemerkungen Anlaß, die u. E. den Punkt nicht treffen, in dem unser oberstes Interesse an diesen Aeußerungen liegen muß. Wir lassen daher hier das Wichtigste folgen.

Die (katholische) Neisser Zeitung hat in Rom festgestellt, daß die Voce della Verità vom 7. Oktober 1887 thatsächlich folgende Stelle enthielt:

„Vor allem bemerken wir, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Kulte zu verwerfen, wie sie dieselbe denn auch in thesi verwirft, dennoch diese Freiheit unter gewissen Voraussetzungen annimmt und von ihr Gebrauch macht. In der That, wo sie infolge bedauerlicher Umstände nicht als alleinige Staatsreligion anerkannt ist, dort fordert sie für sich jene Freiheit, deren sich alle Konfessionen erfreuen, indem sie sich verspricht vermöge der Reinheit ihrer Glaubens- und Sittenlehre allmählich alle Irrtümer und Laster zu überwinden, in der festen Erwartung jenes Tages, an dem es sich bewahrheiten wird, daß die ganze Welt einen einzigen Schafstall unter einem Hirten bildet. In jenen Ländern aber, wo ihre Vorherrschaft gegründet ist, wo ihr das Blut ihrer Märtyrer und die Glaubenskämpfe die volle und rechtmäßige Existenz als friedliche Besitzerin verschafft haben, verwirft sie jegliche Kultusfreiheit*), nicht nur als einen Verstoß gegen die objektive Wahrheit der Dinge, sondern auch als ein Attentat auf ihre erworbenen Rechte, auf ihre unbestrittene Suprematie.“

Die Redaktion der Neisser Zeitung schreibt ihrerseits, und die Kölnische Volkszeitung Nr. 513 druckt es ohne Zusatz ab:

„Wir konstatieren pflichtgemäß und um der Gerechtigkeit willen, daß Herr Dr. Stockmann die Stelle richtig zitiert hat. Wir können der Voce gegenüber nur wiederholen, was wir am 16. Mai dem P. de Luca entgegneten: Heute solche kirchenpolitische und kirchenrechtliche Anschauungen zu vertreten, beweist eine fast unglaubliche Rückständigkeit. In den letzten Jahrhunderten haben die kirchenpolitischen Verhältnisse derart sich verändert, daß es, von allem anderen abgesehen, geradezu als Unsinn bezeichnet werden muß, allen Ernstes derartige Lehren vorzutragen. Die Herren von der Voce in Rom versicherten noch vor acht Tagen, daß die Voce jene Sätze niemals geschrieben habe. Heute müssen sie zugeben, daß der Satz in der Voce gedruckt wurde. Es ist unerträglich, daß diese Leute von Rom aus uns fort und fort in einer Weise Knüttel zwischen die Beine werfen und in uns Gefühle wachrufen, wie sie jene Soldaten empfinden müssen, die im Kampfe stehend von den eignen Freunden mit Kugeln überschüttet werden.“

Hierzu eine Begebenheit aus England. Vor einigen Tagen wurde in London eine Beleidigungsklage des Jesuiten Bernard Vaughan (Bruder des Kardinals) gegen das protestantische Kampfblatt The Rock verhandelt. Während des Kreuzverhörs erklärte Vaughan, er weise die alte Lehre, daß Ketzer getötet werden sollten, zurück. Sie sei ein ungeheuerlicher Anachronismus. Möglich, daß Pater Vaughan nur das „sollten“ ablehnt, nicht auch das „dürften“; möglich auch, daß in seinem Zeugnis die Restrictio mentalis (der Gedanken-Vorbehalt — vgl. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums, zweite Auflage, S. 434) in Aktion getreten ist: wenn dergleichen Aeußerungen sich häufen, so ist das von öffentlichem Interesse und muß dem modernen Katholizismus gut geschrieben werden.

Eben vor Schluß der Redaktion begegnet uns noch ein bischöfliches Wort, das hieher gehört. „Gottes Wille ist, daß in unserm Lande beide Konfessionen zusammenleben.“ So Bischof Keppler von Rottenburg jüngst in Heilbronn. Vgl. K. Vksz. 521. Auch 526 über den „Hirten im Thal“ ist für unsre Frage von Interesse.

Kleine Mitteilungen. Wie die Zeitungen melden, ist Pastor Weingart von der zum Bremer Landgebiet gehörigen Gemeinde Borgfeld zum Pfarrer gewählt worden. Da er dort einer Bestätigung weiter nicht bedarf, so dürfen wir uns für den vielumtriebenen Mann freuen, daß er zur Ruhe kommt. Es muß furchtbar sein, im Mittelpunkt eines so unerquicklichen, nirgends zur rechten Erledigung kommenden und doch alle Tiefen aufrührenden Streites zu stehn. Möge der junge begabte Theologe jetzt in redlicher Friedensarbeit beweisen, wie unrecht die thaten, die ihn ohne Not zum Gegenstande eines „Falles“ machten. Die Geschichte dieses Falles wird uns aber hoffentlich noch von kundiger und besonnener Hand so beschrieben, daß ein Gewinn davon erhalten bleibt. R

*) Sämtliche Sperrungen wie in der Kölnischen Volkszeitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag 26. Juni 8 Uhr bei Kitzing und Helbig: Ursprung der Religion (Scheibe).

Magdeburg. Mittwoch 2. Juli Nachm. 4 im Stadtmissionshause: Das Evangelium und der Gottessohn oder die Frage der Christologie (Harnack Wesen d. Chr. 79—92).

Vertretung

Für die Zeit vom 16. Aug.—26. Sept. d. Js. sucht die deutsche evang.-prot. Gemeinde zu **Antwerpen** einen **ordinierten Kandidaten** zur Vertretung im Pfarramt gegen eine Vergütung von 300 frcs und 50 frcs Reiseentschädigung. Meldungen werden erbeten an

Pfarrer Eichler
12 Avenue Quentin Matsys

Gesucht

zum 1. Oktober eine gebildete Dame nicht unter 25 Jahren für einen ruhigen Haushalt von 3 Personen. Erforderlich volle Erfahrung in Führung des Haushalts und Bereitwilligkeit zur Uebernahme eines Theiles der Haushaltsarbeiten. Es wird ein Hausmädchen gehalten, außerdem Extrahilfe beim Waschen und Plätten. Gehalt nach Uebereinkunft.

Frau Geheimrat Professor Westerkamp
Marburg a. Lahn

Cand. theol. sucht sofort bis 1. Oktober Beschäftigung als persönlicher **Hilfsprediger** oder **Hauslehrer** bzw. an Privatschule. Gef. Angebote an
Kandidat **Neumann, Lippstadt**

Un jeune Français, étudiant en droit, fils de pasteur, désirerait employer tout ou partie de ses vacances (15 Juillet au 1er Novembre) à préceptorat ou fonctions analogues.
Pasteur Reyss, 49 Bd Pereire, Paris

Hauslehrer

Auf Mitte September nach Mühlhausen im Els. zu einem Knaben von 9 Jahren und einem Mädchen von $6^1/_2$ Jahren ein Hauslehrer mit bescheidenen Ansprüchen (Theologe oder Philologe aus Altdeutschland) für mindestens 1 Jahr gesucht. Gehalt bei freier Station inkl. Wäsche 80 Mark monatlich.

Angebote sind zu richten an Herrn **Dr. Eug. J. Wetzel Mühlhausen Els. Lazarettstr. 31**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Erwin Rohde

Ein biographischer Versuch

von

O. Crusius

Mit einem Bildniss und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes

Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes Kleinen Schriften

Gross 8. 1902. M. 6.60. Gebunden M. 9.—

Erwin Rohde, ein biographischer Versuch von O. Crusius, interessiert unter unsern Lesern nicht nur alle Freunde religionsgeschichtlicher Betrachtung, deren Glanzpunkt bisher Rohdes Psyche ist, auch alle, die starke, eigenartige Persönlichkeiten zu ihrer Selbstbildung aufsuchen. In dem fein und vornehm geschriebenen Lebensbild, mehr noch in dem tiefer führenden Anhang von Cogitata sieht man das Herauswachsen der „Psyche", der ganzen grossartigen Deutung der griechischen Volksreligion aus den Grundstimmungen einer im Irrationalen, Unmittelbaren, Musikalischen und Ekstatischen atmenden Seele, in der Philolog, Philosoph und Künstler sich durchdringen; man staunt über die völlige Unberührtheit von allen christlichen Ideen und Realitäten und über die unendliche Sensibilität einer zu resignirtem Skeptizismus veranlagten Seele für alle tiefsten Schmerzen der Menschheit. Das ganze Leben ein Ringen mit Schopenhauer, R. Wagner und vor Allem Nietzsche, von dem am Ende die Stärke der sittlichen Empfindungen ihn trennt; der absolute Individualist ohne alle soziale Ader, Historiker nur aus Gehorsam, völlig gleichzeitig mit der Antike, deren innerste Struktur er aufdeckt, mit aller Teilnahme den primitivsten Problemen der Religion, der Unsterblichkeit, der Mystik zugewandt, aber ohne alle positive Lösung. — Aber was werden wir ihm noch Alles zu verdanken haben, wenn wir erst seine Schätze heben! Zur Anlockung nur einen Satz: „Ich glaube, bei allen Religionen beginnt das Absurde und Widerwärtige erst dann, wenn sie sich des Lebens der Menschen in seiner ganzen Breite bemächtigen."

O. B.

Professor O. Baumgarten in der Monatsschrift für die kirchliche Praxis 1902

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog**, redigiert von Professor **Hauck**, zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospect und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig-Plagwitz Friedrichstr. 7

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Hrsg. von d. Prof. D. A. Schlatter u. D. H. Cremer. VI. Jahrg. 1902. (Jahrg. 6 Hefte 10 M.)
1. Heft: **Windemann,** Lic. theol. Gerh., **Das Gebet um tägliche Vergebung der Sünden.** 1,50 M.
2. Heft: **Sogemeier,** Pfr. H., **Der Begriff der christl. Erfahrung.** 1,20 M.
3. Heft: **Boehmer,** Pfr. Lic. Dr. Jul., **Gottesgedanken in Israels Königtum.** — **Wiegand,** Prof. Lic. Dr. F., **Mathurin Veyssiere La Croze,** als Verfasser der ersten deutschen Missionsgeschichte. 1,60 M.

Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis. Hrsg. von P. Möller-Gütersloh und Pfr. u. Insp. Zöllner-Kaiserswerth.
7. Heft: **Werner,** Pfr. H., **Christi Leidensgeschichte,** das Meisterwerk der göttlichen Vorsehung. 1,40 M.

WANGEROOG
Nordseebad. Prospekte versendet
Die Badekommission

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Das Ei des Columbus!

könnte man die neu construierte R. v. Hünersdorff'sche Haushaltungs-Buttermaschine nennen, denn die bei der seitherigen Maschine von manchen Käufern noch gerügten Mängel, die beim seitherigen System (Flügeldrehung nach entgegengesetzter Richtung) unvermeidlich waren, sind plötzlich dadurch vollkommen beseitigt, daß jetzt statt des seitherigen runden Gefässes ein 4 kantiges verwendet und die zum Ausbuttern erforderliche Wirkung lediglich **durch das Anschlagen des Rahms gegen die flachen Wände** erzielt wird.

Die neue Construction besitzt infolgedessen:

1) Ein einfacheres und solideres Triebwerk, bei dem Reparaturen so gut wie ausgeschlossen sind.
2) Statt des Messingröhrchens eine massive, durchgehende Welle, so daß kein Rahm mehr im Rohr sich festsetzt und dadurch das Triebwerk hemmt oder die Butter verunreinigt.
3) Statt der 2 bezw. 3 Blechflügel **einen Ahornholzflügel,** an dem niemals Butter hängen bleibt.

Die neue Maschine ist einfacher zu reinigen als die alte, buttert noch rascher aus (in 5—10 Minnten) und giebt mehr und feinere Butter. Die Preise sind wie seither

Glasgefäß	1	2	3	4	—	—	Liter Inhalt
Metall	„ —	—	—	—	6	10	„ „
Mark	3.75	5.50	7.—	9.—	12.—	15.—	

Wer täglich frische, unverfälschte Butter von köstlichem Wohlgeschmack und als labendes vorzügliches Getränk die auch ärztlich so sehr empfohlene Buttermilch sich kostenlos verschaffen will, der kaufe diese prächtige, schon in der seitherigen Construction in mehr als 1/4 Million Familien eingebürgerte Haushaltungs-Buttermaschine; aber auch für die Besitzer von alten Maschinen dürfte sich die Anschaffung einer neuen jetzt empfehlen, da deren bedeutende Vorzüge die kleine Ausgabe rasch wieder einbringen. — Die neuen Haushaltungs-Buttermaschinen sind in den meisten einschlägigen Geschäften erhältlich. (Man verlange aber ausdrücklich **„Schutzmarke mit dem Bären"**) oder direkt vom alleinigen Fabrikanten **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,** der ausführliche Prospekte mit den neuesten Gutachten der staatl. Molkerei-Autoritäten, sowie auf Wunsch Catalog über größere Buttermaschinen (bis 110 Liter) und über praktische Haushaltmaschinen gratis und franco versendet.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage: Prospekt des Nordseepensionats und Erziehungsheims der Herren Dr. phil. Mensendieck und Dr. Gmelin auf der Insel Föhr